

Hierarchische Strukturen des Wissens bei Platon und Aristoteles mit Hinblick auf die Objektorientierung in der Informatik

Magisterarbeit

in der Philosophischen Fakultät I
(Philosophie und Kunstwissenschaften)
der Universität Regensburg

vorgelegt von

David Koller

aus Laaber

Erstgutachter:

Prof. Dr. Rolf Schönberger

Zweitgutachter:

Dr. phil. habil. Stephan Grotz

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Thematischer Aufbau und Motivation der Arbeit	4
1.2	Chronologie und Authentizität antiker Werke	6
2	Terminologische Vorarbeit	8
2.1	Begriff	9
2.2	Idee	13
2.3	Das Verhältnis von Begriff und Idee	16
2.4	Gattung, Art und Definition	21
2.5	Einteilung und Zusammenführung	22
2.6	Extension und Intension als Facetten des Begriffs	24
3	Platons Methode der Einteilung	27
3.1	Motivation der Begriffsteilung	28
3.2	Die Darstellung der Diairesis in Platons Dialogen	33
3.2.1	Philebos	33
3.2.2	Phaidros	42
3.2.3	Sophistes	48
3.2.4	Politikos	57
3.3	Zusammenfassende Reflexion über das Konzept der Einteilungsmethode	67
3.3.1	Charakteristik und Implikationen	67
3.3.2	Kritische Betrachtung der Stringenz	74
3.3.3	Mängel der Spezifikation	78
4	Hierarchische Strukturen bei Aristoteles	81
4.1	Definition	84
4.1.1	Charakteristik: Gegenstand und Probleme	85
4.1.2	Differenz	91
4.2	Der Unterschied zwischen Substanz und Akzidens	94
4.2.1	Kategorienschrift und Topik	95
4.2.2	Metaphysik	98
4.3	Explizite Beurteilung der Einteilungsmethode	100
4.3.1	Gegen die Dichotomie	101
4.3.2	Akzidentielle Teilung	104
4.4	Rekapitulierende Gegenüberstellung der Konzepte	107
5	Objektorientierung in der Informatik	113
5.1	Hinführung zum Objekt	114
5.2	Hierarchische Strukturen in der Objektorientierung	121
5.3	Verdeutlichung anhand eines Beispiels	125
5.4	Relevanz der philosophischen Konzepte	130

1 Einleitung

Die Frage, was Wissen ($\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\tau\acute{\eta}\mu\eta$) sei, wird in Platons \langle Theaitetos \rangle gestellt. Die dort etablierte »Hebammenkunst« ($\mu\alpha\iota\epsilon\upsilon\tau\iota\kappa\acute{\eta}\ \tau\acute{\epsilon}\chi\upsilon\eta$), welche unterstützen soll, die unausgesprochenen Bestandteile einer bestimmten Meinung oder Vorstellung ($\delta\acute{o}\xi\alpha$) zum Vorschein zu bringen, also – im Bild gesprochen – der Seele den Gedanken »gebären« helfen will¹, fördert einen bestimmten Wissensbegriff zu Tage: Wissen sei, so formuliert der Theaitet des Dialogs den Gedanken, mit Erklärung verbundene, wahre Meinung ($\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\eta\varsigma\ \delta\acute{o}\xi\alpha\ \mu\epsilon\tau\grave{\alpha}\ \lambda\acute{o}\gamma\omicron\upsilon$)². Die Zustimmung zu dieser Definition scheitert im Dialog zwar an der Bestimmung von schlüssigen Kriterien für Wahrheit und Erklärung, bleibt aber bis heute ein viel diskutierter Satz. Aristoteles nennt im sechsten Buch seiner \langle Nikomachischen Ethik \rangle neben der $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\tau\acute{\eta}\mu\eta$ vier weitere Arten, der Wahrheit ($\acute{\alpha}\lambda\eta\theta\epsilon\iota\alpha$) in der Seele zu begegnen³. Sie wird damit von Handlungswissen, Sachkundigkeit, Prinzipienwissen und Weisheit unterschieden. Demnach deckt die $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\tau\acute{\eta}\mu\eta$ bei ihm – wie schon die gewählten deutschen Ausdrücke deutlich machen dürften – nicht mehr den gesamten Wissensbegriff ab, sondern bedeutet enger gefasst nur noch die wissenschaftliche Erkenntnis, Wissen also, welches von höheren Prinzipien ableitbar und somit unveränderlich ist.

Auch in der modernen Forschung ist Wissen noch immer Gegenstand reger Diskussion, und so werden in verschiedenen Disziplinen unterschiedliche Einteilungen des Wissensbegriffs vorgenommen. Hinsichtlich des Grades an Bewusstsein, das der Wissende von

¹Vgl. Tht. 148e-151d.

²Vgl. Tht. 201c9-d1.

³Vgl. EN. Z 3, 1139b15ff; bzgl. der Erklärung der verschiedenen »Wissensformen« vgl. EN. Z 4-7, 1140a1-1141b8.

seinem Wissen hat, führt M. Polanyi beispielsweise das implizite oder »stille« Wissen (tacit knowing) ein, das sich vom expliziten dadurch unterscheidet, dass es zwar als eine Fähigkeit vorhanden ist, vom Wissenden aber nicht formuliert (explicitly stated) werden kann⁴. Gängige Beispiele für dieses implizite Wissen sind das Fahrradfahren oder das Binden von Schnürsenkeln; aber auch mit der sogenannten »Bauchentscheidung«, der Intuition, geht diese Wissensform einher. Aus dem Blickwinkel der psychologischen Gedächtnisforschung wird von J. R. Anderson Wissen hinsichtlich seiner Speicherung im Kurz- oder Langzeitgedächtnis unterteilt, und letzteres wiederum in »prozedurales« und »deklaratives« Wissen untergliedert. Dabei erfolgt diese zweite Trennung an der Art des jeweiligen Wissensgegenstandes in Vorgangs- und Tatsachenwissen⁵. Da sich angeblich auch das Vorgangswissen einer begrifflichen Fixierung entziehen soll, liegt der Schluss nahe, dass prozedurales Langzeitwissen der Form des impliziten Wissens in gewisser Weise gleichkommt. Hinsichtlich der Entstehung von Wissen wird, unter Berufung auf N. Chomsky, der seine Unterscheidung am Gegenstand des Spracherwerbs traf⁶, angeborenes (innated) von erlerntem (learned) Wissen getrennt. In der Informatik wird davon gesprochen, dass Wissen zum Zwecke des Wissensaustausches in Elemente zerlegt werden kann, welche Informationen genannt werden und stark kontextbezogen sind⁷.

Mit dieser kurzen Darlegung sollte einerseits erreicht werden, das Augenmerk des Lesers darauf zu richten, dass die verschiedenen Ansätze, einen komplexen Begriff wie das Wissen zu bestimmen, auf strukturell sehr ähnliche Art und Weise verfertigt wurden: Der Überbegriff Wissen wird in Arten untergliedert. Andererseits soll damit angedeutet werden, wie wenig – zumindest vordergründig – diese Ansätze in der Lage sind, eine einheitliche Bedeutung des Begriffs vom Wissen hervorzuheben, obwohl dieser immer schon in durchaus alltäglichem Einsatz steht; jeder versteht sofort, was gemeint ist, wenn sein Gegenüber behauptet: »ich weiß, dass . . .«. Es ist aber beispielsweise problematisch, Polanyis implizites Wissen oder Aristoteles' Handlungswissen ($\varphi\rho\rho\nu\eta\sigma\iota\varsigma$) in einfache

⁴Vgl. Polanyi 1969, S. 140f. Diese Unterscheidung ist im Groben auch unter dem Begriff des »propositionalen« Wissens getroffen; vgl. dazu Wieland 1982, S. 227ff.

⁵Vgl. Anderson 1976, S. 78f.

⁶Vgl. Chomsky 1966, S. 47ff. Seitens der Neurologie wurden N. Chomskys Ausführungen oft als genetisches Programm »missverstanden«.

⁷Vgl. Möller 2003, S. 1f.

Informationen zu zerteilen, wohingegen die Verfertigungsregeln einer Sachkundigkeit dies durchaus gestatten würden. Jede dieser Formen aber wird »Wissen« genannt und steht auch unter dem selben Begriff; es handelt sich also keineswegs um bloße Namensgleichheit.

Die dritte Absicht der Darlegung liegt in der Bemühung, insofern es notwendig ist, eine erläuternde Verbindung zwischen Titel und Inhalt der Arbeit zu leisten. Die vorliegende Arbeit nämlich handelt von Begriffen und insbesondere von der Ordnung, die sie zueinander einnehmen. Spricht man nun von demjenigen Wissen, welches sich in hierarchischer Gliederung verbindet, so hat man gleichzeitig das *Proprium*⁸ des begrifflichen Wissens angegeben. Denn das Eigentümliche am Begriff ist, obgleich diese Eigenschaft nicht hinreichend dessen Wesen bestimmt, dass es einen einzelnen Begriff für sich nicht sinnvoll geben kann, sondern nur in Verbindung mit anderen Begriffen; diese Verbindung wiederum zeigt sich – zumindest bei den beiden antiken Philosophen – als ein hierarchisches Über-, Neben- und Untereinander: Das Lebe- oder Sinnenwesen ($\zeta\phi\omicron\nu$) ist Oberbegriff von Mensch; er unterscheidet sich von anderen Lebewesen dadurch, dass er zweibeinig ist; so lautet das immer wiederkehrende Beispiel der *Topik* von Aristoteles.

Gerade bei diesem für die vorliegende Arbeit gewählten Thema erweist sich, dass – ohne sich bloß auf A. N. Whiteheads »Fußnoten-Zitat«⁹ zu stützen – die Problematik mit Platon schon voll erfasst ist. Laut R. Haller ist es zunächst eine „kaum überschätzbare Leistung des sokratischen Denkens“, welches sich freilich in Platons Dialogen manifestierte, „die Frage nach dem, was später (allgemeiner) *B[egriff]* genannt wurde, [...] explizit und methodisch zum ersten Mal gestellt zu haben“ [Haller 1971, Sp. 780]. Neben den im erkenntnistheoretischen Sinn wesentlichen Fragen:

- was das ist, das wir heute *Begriff* nennen,
- wie wir zu selbigem kommen,
- wie es möglich ist einen *wahren* Begriff von etwas zu haben,

⁸Zum Begriff des *Propriums* bei Aristoteles vgl. unten Abschnitt 4.1.1 (S. 86).

⁹Der zum Gemeinplatz gewordene Ausspruch A. N. Whiteheads besagt in groben Zügen, die philosophische Tradition in Europa könne als eine Reihe von Fußnoten zu Platon gesehen werden; vgl. Whitehead 1967, S. 63.

- und was die Implikationen begrifflicher Kommunikation sind,

die **Platon** in den frühen¹⁰ Dialogen beschäftigen, wird in seinen späteren Werken eine Methode eingeführt, welche die Analyse des begrifflichen Umfeldes eines bestimmten Begriffs in dessen Definition münden lässt. Die dialektische Methode des Einteilens, die *διάρσεις*, wird in mehreren Dialogen beschrieben und steht dort in regem Einsatz. Das Resultat dieser Methode ist stets ein monohierarchischer Begriffsbaum, der die Ober- und Unterordnung des betreffenden Begriffsfeldes darstellt. **Aristoteles** äußert sich explizit zum wissenschaftlichen Wert der *διάρσεις*, verwendet sie implizit in seinen Untersuchungen und entwickelt vor allem eine Definition der Definition, die wesentlich in der ihr zugrundeliegenden Begriffsrelation besteht. Trotz nicht zu unterschätzender Probleme, die sich insbesondere im Mangel eines hinreichenden Wahrheitskriteriums verdichten, ist dieses Verfahren „mit dem Linnéischen Klassifikationssystem für Fauna und Flora in die neuzeitliche Wissenschaft eingezogen und erlebt heute in der Begriffsanalyse zum Zwecke von Speicherung und Retrieval von Wissen eine Renaissance“ [Böhme 2000, S. 110]. Entsprechend diesem Abriss wird in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen, dem Moment der hierarchischen Struktur des Wissens an drei unterschiedlichen Stellen zu begegnen.

1.1 Thematischer Aufbau und Motivation der Arbeit

Die Rezeption der Einteilungsmethode bei **Platon** hält sich vergleichsweise in engen Grenzen¹¹; selbst in den Werken seines berühmten Schülers, dem man gemeinhin eine rege Beschäftigung mit den Gedanken seines Lehrers nachsagt¹², nimmt sich diese auffällig gering aus. Das »geistige Material« jedoch, auf dem diese Methode beruht, die hierarchische Ordnung der Begriffe, ist nicht nur in philosophischen Disziplinen ein beständiges Thema. Diese Arbeit stellt sich zur Aufgabe, dem Gedanken durch die Werke beider philosophischer Autoren zu folgen, um ihm schließlich in einem verhältnismäßig knappen Ausblick auch im Objekt-Paradigma der Informatik nachzuspüren. Der Sinn dieses Vorgehens liegt einesteils darin, eine konzentrierte aber umfassende Charakteristik

¹⁰Über die Berechtigung von frühen und späten Dialogen zu sprechen s.u. Abschnitt 1.2 (S. 6).

¹¹Vgl. Kranz 1986, S. 132, Anm. 80.

¹²Vgl. unten Abschnitt 4 (S. 81).

des Gedankens der Begriffsordnung bei Platon und Aristoteles zu leisten. Zum anderen soll durch die abschließende interdisziplinäre Ausweitung des Analysefeldes gezeigt werden, dass ein antiker Gedanke nicht nur bis in modernste Wissenschaften verfolgt werden kann, sondern gerade die Beschäftigung mit einem derart »alten« Konzept einen unmittelbaren Erkenntnisgewinn auch für moderne Disziplinen bereithält.

Der Schwerpunkt wird bei einer der Grundmotivation nach philosophischen Arbeit jedoch eindeutig bei der Analyse der antiken Texte liegen. Da die platonische Art der Publikation eine besondere Interpretationsleistung erfordert, der Gedanke der Begriffsordnung sich über diesen generellen Mangel an Prägnanz hinaus zudem bei Platon noch deutlich im Entwicklungsstadium befindet, wird die Beschäftigung mit dessen Werken den größten Teil der Untersuchung ausmachen. Für das Vorhaben dieser Arbeit bietet sich folgende Vorgehensweise an:

Zunächst werden die einschlägigen Platon-Dialoge nach Vorkommen und Anwendung des besagten Einteilungsverfahrens durchsucht; dies wird auf eine Charakteristik der Methode hinausgehen, der sich hinsichtlich ihrer Ziele eine Auflistung der maßgeblichen Probleme der *διάρεσις* anschließt. Im Aristoteles-Teil widmet sich diese Arbeit der impliziten Aufnahme des Gedankens der Begriffsordnung sowie der expliziten Beurteilung der Einteilungsmethode durch Aristoteles. Zu diesem Zweck wird das Konzept der Definition sowie der Unterschied zwischen Substanz und Akzidens bei Aristoteles analysiert. Der Abschluss der rein philosophischen Betrachtungen wird eine Gegenüberstellung der analysierten Konzepte beider Philosophen sein.

Um die bereits benannte Verwandtschaft des informationstechnischen Prinzips der Objektorientierung zum zugrunde liegenden philosophischen Konzept der Begriffsordnung deutlich machen zu können, wird im letzten Teil der Arbeit eine knappe Hinführung zu den Grundgedanken objektorientierter Programmierung folgen. Der Abschluss der Arbeit wird der Versuch sein, die Erkenntnisse der Betrachtung des philosophischen Gedankenguts gewinnbringend für das Konzept der Objektorientierung in der Informatik zu artikulieren.

Der eigentlichen Untersuchung dieser Arbeit wird die Betrachtung der für den Inhalt wesentlichsten Fachbegriffe vorangestellt. Zuvor wird noch in der Einleitung eine Stellungnahme zur zeitlichen Reihenfolge und Echtheit antiker Texte stattfinden.

1.2 Chronologie und Authentizität antiker Werke

Eingangs wurde von einer chronologischen Aufteilung des platonischen Werks in frühe und späte Dialoge gesprochen. Von einer groben zeitlichen Einteilung in zwei oder drei Gruppen, oder gar der Aufstellung einer durchgängigen Reihenfolge versprechen sich Sekundärliteraten vor allem die Möglichkeit, eine mehr oder minder konstante Entwicklung oder Umformung philosophischer Konzepte ableiten zu können. Ein Gedanke, der zu Beginn einer philosophischen Karriere gefasst, später jedoch ausdrücklich oder implizit verworfen wurde, muss dem jeweiligen Autor nicht mehr angelastet oder kann – wenn problematisch – als bereits überwundenen beiseite gelassen werden. Eine zweite Grundsatzdiskussion betrifft die Echtheit bestimmter Werke. Die Einträglichkeit von »Fälschern«, eigenes Gedankengut unter bekannten Namen zu verbreiten, bedarf keiner weiteren Erläuterung; gewisses Misstrauen gegenüber der Autorenschaft ist daher angebracht, besonders wenn Werke des angeblich selben Autors widersprüchliche Aussagen enthalten. Allerdings ist es wohl eher die »drittbeste Fahrt«, sobald sich Widersprüche ergeben, Anzeichen für die Unechtheit eines Werkes zu suchen, anstatt sich mit deren Auflösung in tieferen Ebenen zu bemühen oder sie als in der Sache liegende Paradoxa schlicht zu akzeptieren.

Die Beschäftigung mit Chronologie und Authentizität der Werke antiker Autoren ist in der Sekundärliteratur derart häufig, dass sich die Aufgabe schier aufdrängt, für Werke, welche man selbst betrachten will, diesbezüglich Stellung zu nehmen oder sich zumindest ausdrücklich von einer Stellungnahme zu distanzieren. Allein aus Ermangelung der erforderlichen philologischen Kompetenzen seitens des Verfassers wird sich die vorliegende Arbeit der Debatte um Chronologie und Authentizität demnach grundsätzlich enthalten. Um aber nicht in die gleiche skeptische Haltung zu verfallen, der sich beispielsweise F. Lukas hinzugeben veranlasst sieht, indem er nur noch vom »Verfasser« eines Werkes spricht, ohne hingegen einen bestimmten Namen zu verwenden¹³, wird davon ausgegangen, dass die in dieser Arbeit betrachteten Stellen tatsächlich aus Platons bzw. Aristoteles' Hand stammen. Sollte sich eines Tages ein Verfahren ergeben, das die

¹³Vgl. beispielsweise Lukas 1888, S. 146.

Echtheit einer hier akzeptieren Urheberschaft mit Sicherheit ausschließt, so ergäben sich für das Ergebnis nur unwesentliche Folgen.

Unsicherheit bezüglich Platons Werken bestand zwar laut F. Lukas in der zeitgenössischen Forschung vor allem bei den für die Untersuchung der διαίρεσις zentralen Dialogen: <Sophistes>, <Politikos> und <Philebos>¹⁴; so zählt er diese zu den „von Aristoteles nicht vollgiltig als echt bezeugten und auch nicht allgemein als echt anerkannten Dialogen“ [Lukas 1888, S. 144]. Allerdings ist die Akzeptanz der Authentizität der genannten Werke, wie sich M. Erlers Aufstellung der Dialoge (s.u.) entnehmen lässt, in neueren Untersuchungen größtenteils wiederhergestellt.

Für die gegenwärtige Betrachtung wären die Folgen einer Fälschung deswegen so gering, da ihre Ausrichtung auf einen speziellen Gedanken und die diesbezügliche Fragestellung, wie er sich bei verschiedenen Denkern, ja sogar in unterschiedlichen Disziplinen wiederfindet, beschränkt bleibt. Sollten die Dialoge tatsächlich unterschiedlichen Autoren zuzuschreiben sein, so kann einerseits hinsichtlich des Inhalts ein Vorgehen angenommen werden, das eindeutig im Geiste Platons steht; andererseits ist man heute wie damals ohnehin geneigter, einen Gedanken als »wahrer« anzuerkennen, je mehr Personen ihm Nachdruck verleihen.

Die vorliegende Arbeit jedenfalls gestattet sich, der Debatte um Chronologie und Authentizität antiker Werke mit bemessener Zurückhaltung gegenüberzutreten. Im Detail wird davon ausgegangen, dass alle angeführten Platon-Dialoge wie auch der <siebte Brief> aus Platons Hand stammen und in den von M. Erler in F. Volpis <Große[m] Werklexikon der Philosophie> angegebenen Zeiträumen verfasst wurden¹⁵. Ebenso wird bezüglich Aristoteles' Werken den Ausführungen und Einordnungen von E. Braun und T. Reisch Glauben geschenkt¹⁶.

¹⁴Vgl. Lukas 1888, S. XIII.

¹⁵Vgl. Erler 1999, S. 1169-1195.

¹⁶Vgl. Braun/Reisch 1999, S. 65-92.

2 Terminologische Vorarbeit

Bevor sich der eigentlichen Untersuchung in dieser Arbeit zugewandt wird, ist das dem beschriebenen Thema nahe liegende begriffliche Material vorbereitend zu diskutieren. Dass die Fachtermini einer akademischen Arbeit genaue Definition verlangen, besonders diejenigen, die in den Kernpunkten einer Arbeit aussagekräftig wirken können sollen, bedarf keiner tiefer gehenden Einsicht; man muss nicht nur wissen von was man spricht oder schreibt, sondern auch den Sinn der verwendeten Vokabeln kennen. Schließlich ist eine der ersten Ursachen für Missverständnisse die Verwendung von Ausdrücken, die von Autor und Publikum mit verschiedenen oder zumindest nicht deckungsgleichen Bedeutungen verbunden werden, zumal wenn dieser Mangel unentdeckt bleibt. Nicht von ungefähr beginnt die Bekkersche Aristoteles-Ausgabe, da sie mit der Kategorienschrift einsetzt, auch mit der Erklärung der Homo-, Syno- und Paronyme¹⁷.

Der darüber hinausgehende Stellenwert im vorliegenden Text, ergibt sich aus der Problematisierung des Begriffs als solchem. Wenn auch der Schwerpunkt in einem strukturellem Detail gesucht wird, so ist es doch das Wesen des Begriffs selbst, das zunächst destruiert werden muss, um es – doch wieder in begrifflicher Weise, nämlich in Form einer geschriebenen Arbeit – neu aufbauen zu können. Es handelt sich nicht um eine unbegründete Floskel, zu erwähnen, das hier erschwerende Umstände vorliegen. Im Unterschied zur

¹⁷Vgl. Cat. 1a1-15. Die drei Ausdrücke werden durchgängig nicht übersetzt, sondern in lateinischer Umschrift als Fremdwörter wiedergegeben. Auf ihre Interpretation hier einzugehen würde einesteils am Thema vorbeiführen, anderenteils der Untersuchung vorausgreifen. Es sei deshalb an dieser Stelle schlicht auf den einleuchtenden Kommentar von K. Oehler verwiesen. Diesbezüglich stellt er heraus, dass Homo-, Syno- und Paronymität ihrem Gebrauch nach in der Kategorienschrift nicht genuin die Verbindung zwischen Zeichen und Bedeutung einer Vokabel, sondern den dinglichen Bereich, also den der »ersten Substanzen« betreffen. Die Differenzierung diene dazu, „nicht Wörter, sondern Dinge zu charakterisieren“ [Oehler 1984, S. 165]. Ein Synonym nach Aristoteles würde deshalb in der heutigen Sprachwissenschaft als Hyponym bezeichnet.

geistigen Vorstellung einer Schere, die kein tatsächliches Papier schneiden wird, ist der Ort von jeweils Funktion und Analyse des Begriffs zweimal der selbe: das Denken. Deshalb ist nicht ohne Weiteres gesagt, dass dieses Denken es ermöglicht, auf die eigenen Voraussetzungen in eben der Weise Bezug zu nehmen, wie es im alltäglichen Denken mit Dingen getan wird¹⁸.

2.1 Begriff

Für einen Aufbau des Verständnisses davon, was mit der Vokabel »Begriff« gemeint ist, bieten sich verschiedene Herangehensweisen an: Zunächst eine historisierende Betrachtung der schriftlichen Verwendung der Vokabel; als Nächstes eine etymologische Analyse im grammatikalischen Sinn der Wortherkunft, in der Form etwa, dass das Wort in Analogie des Griffes mit der Hand der Haptik entlehnt wurde und in diesem Bild schon Momente des Ertastens von Oberfläche und Grenze überträgt. Daher bedeutete es im mittelhochdeutschen *begrif* schon den räumlichen Umfang einer Sache. Da die philosophische Untersuchung des Begriffs nicht erst mit der Verwendung der deutschen Vokabel einsetzt, ist es zudem möglich, die selbe Art Analyse auf Termini anzuwenden, die im Wort »Begriff« ihre Übersetzung fanden. Des Weiteren mag es sich als sinnvoll erweisen, eine gegenwärtige, vielleicht umgangssprachliche Auffassung zuerst in positiver Absicht zu demontieren, um schließlich aus den resultierenden Bausteinen einen einheitlichen, sinnvollen und einsatzfähigen Begriff vom Begriff zu erhalten.

Lexika begegnen der Aufgabe, einen bestimmten Ausdruck zu bestimmen, anfänglich zumeist mit einer Auflistung möglicher Synonyme. Für den Begriff begegnen hier „Denkakt“, „Denkinhalt“, „Vorstellung“ oder auch „Idee“¹⁹. Deren bedeutungsmäßige Schwerpunkte sollen den Facettenreichtum des behandelten Begriffs zu Tage fördern. Dies allerdings wird nur erreicht, wenn das Synonym nicht als bloßes Wort, sondern

¹⁸W. Wieland bezieht sich mit einem analog konstruierten Beispiel auf das „Prinzip der Unsagbarkeit“, das aus der ersten Passage von Platons Dialog <Parmenides> – der scheinbar aporetischen Kritik an der Ideenlehre – gezogen wurde und später in der Akademie kursierte. Er erläutert dazu, es stehe nun einmal nicht fest, „ob alle Bedingungen der Möglichkeit von Theorien und überhaupt von Aussagen selbst vollständig als Gegenstand von Theorien und Aussagen dargestellt werden können [...], ob es möglich ist, alle Voraussetzungen thematischen Wissens und Erkennens selbst wieder zu thematisieren“ [Wieland 1982, S. 100].

¹⁹Vgl. u.a. Mittelstraß 2005, S. 384.

selbst schon als einsetzbarer Begriff zuhanden ist²⁰. Hierin liegt denn auch das grundsätzliche Problem der Begriffsbestimmung des Begriffs, dass immer von einem Vorwissen ausgegangen werden muss, damit eine Eingrenzung, eine Beschreibung oder überhaupt ein Verstehen möglich wird, ohne dabei ständig in einen Erklärungszirkel zu geraten.

Die Ausdrücke »Vokabel« und »Wort« werden in der vorliegenden Arbeit lediglich im Sinn des Zeichens auf einen Begriff verwendet. Entsprechend sind sie lediglich die »Namen« der Begriffe, keinesfalls aber die Begriffe selbst.

Zunächst den Weg der positiven Destruktion wählend wird nun von einem Begriff des Begriffs ausgegangen, wie ihn in allgemeinverständlicher Weise der relevante Artikel der <Brockhaus Enzyklopädie> liefert. Der Begriff sei, so heißt es dort:

[D]er mit einem Wort verbundene, logische Gehalt; die durch Abstraktion gewonnene Vorstellung von Gegenständen. Der B[egriff] stellt den Gegenstand nicht in seiner anschaulichen Fülle dar, sondern nur einige seiner »Merkmale«. [...] Der B[egriff] wird geklärt und gegen verwandte B[egriffe] abgegrenzt durch die → Definition.

In der *Philosophie* gilt als B[egriff] die elementare Form des → Denkens, im Unterschied zum Urteil und Schluß. Durch den B[egriff] werden Gegenstände der Erkenntnis (Objekte), also Dinge, Eigenschaften und Relationen erkannt. [...]

[Brockhaus 1967, S. 462].

Eine Frage, die in philosophischer Hinsicht immer wieder aufs Engste mit der Untersuchung des Begriffs verbunden wurde, ist die nach der Begriffsgewinnung. Ebenso findet sich auch in der eben zitierten Bestimmung als einer der Lösungsvorschläge gleich zu Beginn die »Abstraktion«. Damit ist hier, laut zugehörigem Artikel der Enzyklopädie, ein Weglassen der Merkmale eines Gegenstandes gemeint, die ihn von den anderen der unter diesen Begriff fassbaren Gegenstände unterscheidet und somit aus der Summe der Merkmale, die den gesuchten Begriff ausmachen, ausgeschlossen werden müssen. An dieser recht eingängig anmutenden Umschreibung, die den Grundtenor nicht nur der

²⁰Diese Einsicht liefert der Vergleich, zu welchem unter anderem J. Stenzel hinführen will (vgl. Stenzel 1961, S. 43), zwischen der im <Theaitet> abgelehnten συμπλοκή ὀνομάτων (»Verflechtung« von Namen) [Tht. 202b3-5] und der im <Sophistes> eingeführten und weitschweifig betriebenen συμπλοκή εἰδῶν (»Verflechtung« von Begriffen/Ideen).

umgangssprachlichen Betrachtung, sondern auch den des Lagers der modernen Logik darstellt, wird ein seit Platon immer wieder problematisiertes Moment der Reflexion auf den Begriff sichtbar: Er ist ein irgendwie Ganzes, das Teile hat. Diese hier als Merkmale bezeichneten Teilelemente bestimmen, ja schaffen geradezu – zumindest für diese Betrachtungsweise – den Begriff. Da es die vorliegende Arbeit mit Porphyrius' Absage²¹ hält und nicht parteinehmend auf den Kernkonflikt des Universalienstreits eingehen kann, muss sie sich an dieser Stelle auf folgenden Hinweis beschränken:

Wenn sich ein Begriff dadurch »gewinnen« lassen soll, dass von den unwesentlichen Merkmalen eines Gegenstandes abgesehen wird, dann müssen

1. die hier als Merkmale bezeichneten Einheiten bereits voneinander unterschieden und getrennt sein,
2. sich diese Einheiten selbst schon als Begriffenes darstellen²²,
3. vom Gehalt des Gegenstandes in höchstem Grade abhängige Kriterien vorliegen, anhand derer die Aufteilung nach wesentlichen und unwesentlichen Merkmalen begründet ist.

In Anbetracht dieser Prämissen schrumpft der Erklärungswert der Abstraktion auf ein Minimum; von dieser Warte aus spitzt sich die erkenntnistheoretische Frage auf den Problemkreis der ersten Begriffe zu, des selbstevidenten Vorwissens, dessen also, was nötig ist, um eine erste Abstraktionsleistung vorstellbar zu machen. Der Makel dieses Konzepts liegt nun darin, dass man im Fortgang seinen eigenen Voraussetzungen begegnet und Gefahr läuft in einen infiniten Regress zu geraten. Setzt man beispielsweise an zu behaupten, den Begriff des Hundes hätte man dadurch erlangt, dass einem mehrere, verschiedenste Exemplare unter dieser Bezeichnung vorgeführt wurden; dadurch hätte man das, worin sich alle Exemplare ähnlich waren, als allgemeine Vorstellung vom Hund behalten und wäre so zu einem empirischen Begriff gekommen; dann ist zu hinterfragen, woran diese Ähnlichkeit als Ähnlichkeit erkannt werden konnte. Es fehlt dabei gerade

²¹In der <Einleitung in die Kategorien>, die schon das vorzeitliche Brauchtum der Kategorienschrift des Aristoteles voranstellt, zählt Porphyrius die Frage nach der Seinsweise der Ideen, die den jahrhundertlang betriebenen Universalienstreit beflügeln sollte, zu den „tieferen Fragen“, die er in seiner kurzen Einleitung bewusst beiseite lässt (vgl. Isg. 1, 1a). Dass er sich dem Thema explizit enthält, ist ein klares Indiz für eine bereits rege vorherrschende Debatte.

²²Gegen die Annahme, ein begreifbares Ganzes ließe sich aus unerkennbaren Elementen (στοιχεῖα) ableiten, argumentiert Platon im <Theaitet>; vgl. Th. 202ff.

das eigentlich gesuchte *tertium comperationis*. Wodurch sonst sollte erkannt worden sein, dass sich die Tiere in ihrer Form des Körperbaus, der Nase u.s.w von Nicht-Hunden unterscheiden und aber unter sich ähneln, wenn nicht durch Kenntnis dieser Bestandteile als abgrenzbare Elemente. Die Erwähnung der Abstraktion in diesem Sinn²³ ist also mitnichten die Lösung der Frage, sondern allemal die Möglichkeit, das Problem der Begriffsgewinnung als solches ganz zu erfassen.

Die im zweiten Teil der Darstellung als die »philosophische« Auffassung des Begriffs deklarierte Unterschiedenheit von Urteil und Schluss ist eine Terminologie der auf Aristoteles zurückführbaren, traditionellen Logik. Die Vokabel »Begriff« fungiert hier als Übersetzung für ὄρος²⁴. Die <erste Analytik> versteht diesen »Begriff« als Element des Aussagesatzes (πρότασις), wo er als Subjekt oder Prädikat – im logischen, nicht nur im grammatikalischen Sinn – eingesetzt werden kann²⁵. In ähnlicher Weise wird auch in der modernen Prädikatenlogik von Begriffen gesprochen. Wenngleich ein innerer Bezug nicht von der Hand zu weisen ist, betrifft diese Erklärung eben nur eine Facette des Begriffs, insofern es eben dessen logische Funktion herausgreift. Warum dieser Aspekt einen – nicht nur für diese Arbeit – wesentlichen Bestandteil des Begriffs beiseite lässt, von ihm sozusagen abstrahiert, bleibt unerwähnt. Dabei handelt es sich keineswegs um ein Versäumnis der Autoren der Enzyklopädie, sondern um erklärte Vernachlässigung der betreffenden philosophischen Disziplin. So heißt es in einer Einführung in die <Logik für Philosophen>:

Die Prädikate bleiben in der Prädikatenlogik unanalysiert. Sie werden durch nichtlogische Konstanten dargestellt.

[Oberschelp 1992, S. 67]

Lässt man aber den gedanklichen Inhalt eines Begriffs außen vor, so fallen dabei auch inhaltliche Beziehungen zu anderen Begriffen unter den Tisch. Reduktion ist eine Notwendigkeit jeder wissenschaftlichen Disziplin, insbesondere insofern sie ausdrücklich

²³Auf eine andere Ebene gehoben tritt der Begriff der Abstraktion beispielsweise bei I. Kant auf, der ihn nur als Erklärungsbestandteil der Begriffsanwendung sieht: „Man abstrahiert nicht einen Begriff als gemeinsames Merkmal, sondern man abstrahiert in dem Gebrauche eines Begriffs von der Verschiedenheit desjenigen, was unter ihm enthalten ist.“ [Kant 1923, S. 199, Anm.].

²⁴In der <Topik> ist ὄρος neben ὀρισμός die Vokabel für die Definition (s.u. Abschnitt 2.4); vgl. beispielsweise Top. A 5, 101b39.

²⁵Vgl. An. pr. A 1, 24b16ff.

nur einen bestimmten Teilaspekt der Realität bzw. des Untersuchungsgegenstandes betrachtet. Allerdings ist Vorsicht geboten, sobald bei Teilbetrachtungen das Fragment den Namen des gesamten Gegenstandes trägt. So ist der Begriff weder in seiner logischen Funktion, noch durch seinen intensionalen oder extensionalen Charakter, noch durch das Moment seiner hierarchischen Ordnung jeweils im Ganzen erfasst.

Ein Ansatz der in obigem Sinne der Aussagen- und Prädikatenlogik gegenläufig ist, findet sich – wie erwähnt – bei **Platon**. Bezieht man dessen Gedanken der *συμπλοκῆ εἰδῶν* (»Verflechtung« der Ideen), den es in Abschnitt 3.2.3 noch zu entwickeln gilt, mit ein, so fehlt dem letzten Satz des oben zitierten Artikels ganz maßgeblich die Erwähnung der anderen Begriffe, die neben Dingen, Eigenschaften und Relationen ebenfalls durch den Begriff erkannt werden, beziehungsweise die Klarstellung, dass diese „Objekte der Erkenntnis“ selbst je schon Begriffe sind. Denn nicht nur der Hund, sondern auch Nase, Ohren, Domestizierung, Anhänglichkeit und all das, was man sonst noch als Eigenschaften und Relationen mit dem Hund verbindet, werden als Begriffe aufgefasst und sind nur als solche die wesentlichen Merkmale eines Hundes.

2.2 Idee

Einer der ersten philosophischen Termini, die im Wort »Begriff« ihre Übersetzung fanden, war die platonische Idee. Eine kurze und prägnante Definition für sie anzugeben, ist mit den selben Problemen behaftet, wie es beim Begriff der Fall war. Darüber hinaus liefern die schon bei **Platon** leicht widersprüchlichen Aussagen zusätzliche Hürden. Daher lässt sich in einschlägigen Enzyklopädien und Wörterbüchern keine klassische Definition für sie finden. Der Vergleich mit unserem heutigen Begriff scheint naheliegend, wird aber durchgängig um die am Begriff fehlenden Merkmale der Idee ergänzt.

Das, was wir heute als **Platons** Idee bezeichnen, besaß laut **H. Meinhardt** bei **Platon** noch keine streng terminologische Bestimmtheit und findet sich in seinen Werken einerseits in Umschreibungen, wie *αὐτὸ τὸ ...* (das ... selbst), in den späteren Dialogen allerdings schon häufiger mit den Vokabeln *εἶδος*, *γένος*, *ιδέα* und *οὐσία* ausgedrückt²⁶. Dabei spiegeln die vier griechischen Begriffe ihrer etymologischen Herkunft wegen – zumindest

²⁶Vgl. Meinhardt 1976, Sp. 55.

unterschwellig, stellenweise aber ganz explizit – verschiedene Facetten der sogenannten »Ideenlehre« Platons wieder, jene dem Begriff teilweise fehlenden Merkmale. Den Mythos der Ideenschau im <Phaidros> und die Analogie-Grundlage des Sonnengleichnisses in der <Politeia> werden in den beiden Vokabeln εἶδος und ἰδέα angesprochen, die beide in der Umgangssprache die visuelle Gestalt eines Dinges bezeichnen. Sie sprechen die Metapher der geistigen Sicht als Erkenntnis der höchsten Prinzipien aus, indem sie diese eben dort in Analogie zur visuellen Wahrnehmung stellen, wo es um die Abgrenzung einer sichtbaren Sache von der anderen geht: bei deren Kontur, deren sichtbarer Form. Das Wort γένος hingegen, welches bei Platon noch nicht als Gattungsbegriff fixiert ist, sondern noch ebenso in dessen genealogischer Ursprungsbedeutung als Gemeinschaft der Volks-, Sippen- und Familienverwandtschaft verwendet wird, betont als Terminus der Idee das Moment der Teilhabe-Relation. Das Verhältnis von Kindern zu ihren Eltern ist in mehrfacher Weise in Analogie mit der μέθεξις zu sehen: Aussehen und Eigenschaften werden vererbt, Verhaltensweisen tradiert; man spricht davon, dass das Mädchen oder der Junge einem Elternteil »wie aus dem Gesicht geschnitten« sei. Platon selbst bringt bei der letztgültigen Bestimmung des Begriffs vom Sophisten diese metaphorische Verbindung zur Geltung:

[W]er von diesem Geschlecht und Blute [τῆς γενεᾶς τε καὶ αἵματος] den wahrhaften Sophisten abstammen läßt, der wird, wie es scheint, das richtige sagen.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990f, S. 401; Soph. 268d2f]

Gemeint ist aber bei diesem Zitat nicht die leibliche Abstammung einer Person, sondern die kurz zuvor gegebene Definition für die Begriffsgattung, die hier im Bild der Abstammung („vom Geschlecht und Blut“) bezeichnet wird.

Die οὐσία, als abstraktes Nomen zum Partizip »seiend« (τα ὄντα: »das, was ist«), ist das Wort, das später den aristotelischen Wesensbegriff repräsentiert. M.-Th. Liske schlägt die auch schon von M. Heidegger verwendete Übersetzung »Seiendheit« vor²⁷, um die Wortbildung und die von Aristoteles angedachte Bedeutung²⁸ im Deutschen

²⁷Vgl. Liske 2005, S. 410.

²⁸Aristoteles bevorzugt unter den verschiedenen Bedeutungen, die er selbst der οὐσία beimisst, offensichtlich die des τί ἦν εἶναι (was es heißt, dies etwas zu sein); vgl. Met. Z 3, 1028b33ff.

wiederzugeben. Der Begriff fügt sich in diese Reihe der Vokabeln für Platons Idee, indem er die immer wieder propagierte, höchste Weise des Seins der Ideen verdeutlicht; sie sind in höherem, reinerem Maße ὄντα als die Dinge. Wichtig für das Verständnis dieser Facette der platonischen Idee ist die Unterscheidung zwischen »Sein« in der Bedeutung von Existenz und in der Bedeutung von Beschaffenheit (So-Sein). Platon spricht sich im <Sophistes> für ein Verständnis im Sinn der Beschaffenheit aus, da er dort das Nichtsein als Verschiedenheit und eben nicht als Nicht-Existenz erklärt²⁹. Mit der Vorstellung der Selbst-Prädikation gesprochen, sind die Ideen deswegen »Seiendheiten«, weil sie im höchsten Grade die Beschaffenheit besitzen, deren Bestimmung sie darstellen.

Der Dialog <Philebos> bietet bezüglich seines Ausdrucks für die Idee eine Besonderheit. Dort ist hauptsächlich von »Einsen« und »Einheiten« (μονάδας/ἐνάδη)³⁰ die Rede. D. Frede erklärt sich diese Ausnahme als dramaturgisches Konzept der betonten Unkenntnis des Ideen-Konzeptes seitens der Figur des Gesprächspartners Protarchos. Das Problem, dass etwas eine Einheit im Sinne einer begrifflichen Abgrenzung ist, zugleich aber vielerlei Bestimmung erfährt, das sogenannte „Problem von Einheit und Vielheit“ [Frede 1997, S. 113] also, welches in vergleichbaren Worten auch im <Parmenides> begegnet³¹, wird so als Einstieg ins Ideen-Konzept verwendet³². Gleichzeitig verstärkt Platon durch die Wahl einer neuen Vokabel den Fokus auf dieses Problem, dem als Lösung im Dialog die διάρρησις-Methode entgegenstellt ist.

Das, was Platon mit diesen Umschreibungen und Vokabeln bezeichnet, wurde und wird heute »platonische Idee« genannt und als grundlegendes Element seiner philosophischen Systematik, der sogenannten »Ideenlehre«, angesehen. Sie ist bei ihm die Grundlage der Beschaffenheit von Dingen, Beziehungen und Eigenschaften und zugleich Voraussetzung für unser Verstandes- und Denken des Gemeinsamen an Gegenständen gleicher Art.

²⁹Vgl. Soph. 257b2-4.

³⁰Vgl. Phb. 15b1 u. 15a6.

³¹Vgl. Parm. 128b5-c2.

³²Vgl. Frede 1997, S. 119.

2.3 Das Verhältnis von Begriff und Idee

Eigentlich ist mit der Angabe, dass dem Begriff Momente der Idee fehlen, die Frage nach der Identität von Idee und Begriff schon negativ beantwortet. Nicht-Identität allerdings ist ein weites Feld, und die Möglichkeit, dass Unterschiede im Grunde unwesentlich sind, besteht darüber hinaus. Nicht von der Hand zu weisen ist jedenfalls die Tatsache, dass die griechischen Termini für die Idee mit dem deutschen Wort Begriff übersetzt wurden. D. Kurz sieht sich bei seiner Überarbeitung der Schleiermacher-Übersetzung des <Parmenides> dazu veranlasst, dies zu monieren und den Unterschied explizit auszuformulieren:

Für das Verständnis des Textes ist jedoch festzuhalten, daß für Platon das εἶδος ein absolutes Wesen und nicht nur eine gedankliche Abstraktion ist.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990b, S. 209, Anm. 9]

Ob nun der Begriff lediglich eine „gedankliche Abstraktion ist“, bleibt – wie gesagt – fraglich. Der Unterschied liegt nämlich weniger darin, dass die Ideen als Unveränderliches, für jedes vernünftige Wesen gleichermaßen Objektives das Verständnis einer Sache leisten, da man dies auch vom Begriff behaupten könnte. Weit ausschlaggebender ist, dass Platon die Idee nicht nur als Voraussetzung für unser Verstehen dachte, sondern eben auch als (Form-)Ursache der Wirklichkeit; dieses Verständnis lässt sich kaum auf den Begriff ausdehnen. Die Problematik des Konzeptes der μέθεξις (Teilhabe) der Einzeldinge an den Ideen, wie sie im <Parmenides> entfaltet wird, ist ja erst einzusehen, wenn die Ideen auch wirklich Grundlage der Ordnung und des So-seins der Dinge sind. Eindringlich wehren sich die Gesprächspartner im Dialog gegen die Vorstellung, die Ideen seien nur so etwas, wie νοήματα (Gedanken), da sonst alles der Teilhabe wegen ebenfalls »gedankenartig«, oder gar denkend sein müsste³³. Dieser „echt antiken Begründung“ [Stenzel 1961, S. 30] wiederum ließe sich einiges entgegensetzen; auch sie ist im Grunde wieder nur verständlich, wenn die Teilhabe als dingliche Verteilung von Bruchstücken der Idee verstanden wird. Aber sie zeigt doch ganz deutlich, in welchem Rahmen griechischer Denk-Tradition Platon seine Konzeption der Idee integrieren musste. In

³³Vgl. Parm. 132b4-c11.

konsequenter Entsprechung zu dieser Abwehrhaltung setzt im Übrigen die im ‹siebten Brief› aufgestellte Einteilung der Erkenntnis in fünf Stufen für die Sache selbst – womit von der Idee, nicht von einem dinglichen Gegenstand gesprochen ist – sowie für die Erkenntnis dieser Sache zwei getrennte Stufen an³⁴.

Der zweite große Unterschied zum Begriff ist die mit den Ideen verbundene Wertvorstellung: Die Figur des jungen Sokrates hat Bedenken von Niederen, wie Schmutz und Unrat, Ideen anzunehmen, weil es ihm offenbar lästerlich erscheint³⁵. Diese Art von Scham ist für den Begriff nicht unmittelbar nachvollziehbar und rührt offensichtlich von der Vorstellung der Selbst-Prädikation der Ideen, dass sie – wie eben beschrieben – im vollsten Sinn des Seins seien, was ihre inhaltliche Bestimmung ist. Damit erreicht der notwendig folgende Gedanke, die Idee von Dreck sei selbst Dreck im vollsten Maße, für die Figur geradezu »blasphemische« Ausmaße. Die hohe Wertzuweisung, welche die Ideen bei Platon erfahren, lässt sich an ihrem ontologischen Status, ihrer hierarchisch höherliegenden Seinsstufe verdeutlichen. Die Welt der Dinge ist in ihrem Sosein von der Bestimmungskraft der Ideen abhängig, während diese für sich selbst bestehen und verharren. Es lässt sich nicht von der Hand weisen, dass diese Stufung bei Platon das Ausmaß einer qualitativen Beurteilung hat, die sich vor allem, in der Herabsetzung der Dinge in der Sinnenwelt zeigt, die sich nur »irgendwie ans Sein klammern«³⁶. Die Reaktion der Parmenides-Figur auf jene Skepsis allerdings zeichnet ein anderes Bild: Er meint, Sokrates' philosophische Überzeugung sei einfach noch zu jung, um in dieser Sache konsequent von Wertvorstellungen abzusehen³⁷. Diese Gegenbewegung wiederholt sich in den Dialogen ‹Sophistes› und ‹Politikos›. Dort wird jeweils darauf hingewiesen, dass der Wert der Untersuchung nicht vom Wert des jeweilig betrachteten Begriffsgegenstandes abhängt³⁸.

Von jenen »naiven Vorstellungen« von der Idee (Selbst-Prädikation, Urbilder in einer abgetrennten Ideenwelt und Teilhabe durch Zerteilung der Idee) kommt Platon insbesondere im ‹Parmenides› gerade in derart drastischen Weise ab, das man geneigt

³⁴Vgl. Ep. VII 342a7ff.

³⁵Vgl. Parm. 130c7-d9.

³⁶Vgl. Tim. 52c3ff.

³⁷Vgl. Parm. 130e1-3.

³⁸Vgl. Soph. 227a7-b6 und Plt. 266d7-9.

war das platonische System der Ideenlehre als »aufgegeben« zu bezeichnen³⁹. Diese – wie J. Stenzel sie nennt – „Krisis der Ideenlehre“ ist aber nicht das Ende der Idee bei Platon. Sie bedeutet lediglich eine Verlagerung des Problemschwerpunktes von der ethischen Suche nach der Einheit des Guten, die sich einer inhaltlichen Festsetzung vehement erwehrt, zur Thematisierung der Voraussetzungen und Möglichkeiten des Ideenkonzeptes selbst. Durch diesen Gedanken sieht sich J. Stenzel in der Lage das Ergebnis seiner <Studien>⁴⁰ wie folgt zusammenzufassen:

Als wichtigstes Ergebnis stellt sich hierbei heraus, daß der "Begriff" nicht am Anfang, sondern am Ende der platonischen Entwicklung steht: die Ideenlehre im Sinne einer einheitlichen, allgemeinen - gleichviel ob "hypostasierten" oder "methodischen" - Begriffslehre ist demnach als ein Rudiment überwundener Ansichten vom platonischen "System" anzusehen.

[Stenzel 1961, S. 1]

Es ist darüber hinaus nicht möglich, von der Idee, wie auch immer ihr Wesen und ihre Verbindung zu den Dingen aussieht, abzulassen. Das ist das klare, unüberwindbare Axiom der Parmenides-Figur im Dialog, mit welchem er dem Zweifeln des jungen Sokrates ein Ende macht⁴¹. Es ist aber auch nicht notwendig ganz von der Idee abzulassen, nur weil die Theorie nicht vollständig oder nicht widerspruchsfrei erreicht werden konnte. Gesprochen und gedacht wird auch ohne eine Antwort auf die Frage, was die Idee eigentlich ist, auch wenn sie selbst noch so sehr notwendige Voraussetzung dafür ist. Ein unausweichlicher Widerspruch muss nicht die Distanzierung vom Untersuchungsgegenstand zur Folge haben, sondern lediglich das Aufgeben der widersprüchlichen Theorie. Mit J. Stenzel kann man demnach behaupten, das Ablassen von der Frage nach der richtigen Vorstellung von der Idee und die Hinwendung zur Analyse der Struktur ihrer Funktion ist Platons Annäherung an den Begriff.

In diesem Zusammenhang bleibt auch zu erwähnen, dass die Trennung von Ideenwelt und einem diesseitigen Bereich der Dinge, der sog. Chorismos, nicht nur für die platonische Idee in ihrer besonderen Verfassung ein Problem darstellt. Ob nun der

³⁹Vgl. Stenzel 1961, S. 27.

⁴⁰Der volle Titel lautet: <Studien zur Entwicklung der Dialektik von Sokrates zu Aristoteles>.

⁴¹Vgl. Parm. 135 b6-c3.

Begriff nachvollziehbar aus der Abstraktion von Eigenschaften ähnlicher Gegenstände entsteht oder nicht, so ist er doch wesentlich von dem Bereich dieser Gegenstände zu unterscheiden. Den Bereich der Dinge zu fassen ist selbst schon problematisch, da es beispielsweise schwierig ist, einen konkret empfundenen Ärger als Ding im Gegensatz zum Ärger im Allgemeinen zu bezeichnen. Auch wenn in diesem Beispiel offensichtlich nur das Wort »Ding« Probleme bereitet, da es eben auch immateriell Konkretes gibt, und die Bezeichnung in diesem Kontext *pars pro toto* eben alles konkret Teilhabende meint, so ist es im Fall der bestimmten Primzahl im Gegensatz zur Primzahl als solcher schon weit schwieriger. Die Lösung für das Problem ist, dass die konkrete Primzahl, zwar an der Primzahl als solcher teilhat, insofern sie eben Primzahl ist, selbst aber auch noch eine Art Begriff darstellt⁴². Eben mit diesem Gedanken aber wird Platons Einteilungsverfahren und die damit zusammenhängende Ordnung der Begriffe relevant. Dort wo es um Struktur und Ordnung von Begriffen oder Ideen untereinander geht, findet man im Übrigen große Übereinstimmung. Das Strukturmoment der Begriffsdefinition bei Aristoteles, dem – wenn man so will – ersten großen Kritiker der Ideenlehre, gleicht dem Ordnungsgefüge der Ideen, das als notwendige Voraussetzung für Platons Einteilungsverfahren impliziert werden muss, auf signifikante Weise. Es scheint daher ein Fehlgriff von G. Böhme zu sein, eine Differenz gerade dort zu suchen, wo beides zusammengeht. Seiner Auslegung nach sei der Oberbegriff extensional größer und intensional kleiner als der untergeordnete Begriff. Mit anderen Worten gibt es also mehr Individuen⁴³ von denen er ausgesagt wird, inhaltlich werden aber weniger Merkmale des einzelnen Individuums durch ihn bestimmt. Dort nun findet er den „entscheidende[n] Unterschied zwischen Begriff und Idee“:

⁴²Da die Zahl eine spezielle Rolle in Platons Ideenkonzept einnimmt, könnte man, um Missverständnisse zu vermeiden, auch stellvertretend von der Idee des Dreiecks und einem bestimmten Dreieck (z.B. mit dem Seitenverhältnis 3:4:5) reden.

⁴³Die Vokabel Individuum bedeutet wörtlich »Un teilbares«, steht also in Verwandtschaft zum aristotelischen Terminus *ἄτομον εἶδος*; seine Bedeutung ist jedoch eine andere. Das Wort Individuum wird in dieser Arbeit als Bezeichnung für den konkreten Gegenstand, der unter einen bestimmten Begriff fällt, verwendet, nicht für den Begriff selbst.

Die Oberidee – wenn man so sagen darf –, also die Idee, die geteilt wird, enthält dagegen die Unterideen nicht unter sich, sondern in sich. Sie enthält deshalb – so paradox es scheinen mag – mehr Merkmale als die Unteridee.

[Böhme 2000, S. 112]

Das grundsätzliche Problem jeder Beschäftigung mit abstrakten, geistigen oder allemal für die sinnliche Wahrnehmung nur mittelbaren Gegenständen, ist die offensichtliche Notwendigkeit in Metaphern von diesen Dingen zu sprechen. Was sonst sind zum Beispiel die Verwendung von Umschreibungen wie *innerhalb* und *unterhalb* für so Abstraktes wie den Begriff, als eine metaphorische Übertragung von Verhältnissen räumlich getrennter, konkreter Dinge auf die Verhältnisse von geistigen Vorstellungen. Die große Gefahr besteht dabei darin, sich in den mit den gewählten Bildern verbundenen Nebenbestimmungen zu verlieren. Die Merkmale »gelb« und »rot« gehören so wenig zur Idee von Obst, wie zu dessen Begriff. Sie treten auch bei den Ideen zusammen mit zahlreichen anderen Bestimmungen erst hinzu, wenn es beispielsweise um Bananen und Erdbeeren geht. Dass die Differenzen zwischen „Unterideen“ in höchstem Maße vom Wesen der „Oberidee“ abhängen, woraus G. Böhme seinen Schluss abzuleiten vermeint⁴⁴, gilt in genau gleicher Weise für den Begriff.

Es ist aber, wie dies der weitere Verlauf von G. Böhmes Text andeutet, der mereologischen Interpretation der Ideenlehre zu verdanken, dass er hier von der umfassenden Oberidee sprechen kann. Mit der Mereologie wendet man – sehr deutlich ausgeführt bei F. v. Kutschera⁴⁵ – durchaus nachvollziehbare Gesetzmäßigkeiten der mathematischen Mengenlehre auf die Verhältnisse zwischen Ideen an. Bei der Visualisierung von Mengen in der Mathematik stellen zumeist ineinander liegende, oder sich überschneidende Kreise die verschiedenen Teil-, Ausschluss- und Überlappungs-Verhältnisse von Mengen dar. Offensichtlich war es diese Art der Darstellung, die zur Unterscheidung anhand des Bildes der räumlichen Anordnung veranlassten⁴⁶. Problematisch ist zunächst, dass sich hinsichtlich der mereologischen Teilmengen-Verhältnisse nur eine ganz bestimmte

⁴⁴Vgl. Böhme 2000, S. 112ff.

⁴⁵Vgl. Kutschera 1995, S. 127ff.

⁴⁶Eine analoge Veränderung der Metapher beobachtet H. M. Baumgartner beim Gattungsbegriff in der modernen klassenlogischen Interpretation; vgl. Baumgartner 1974, Sp. 25.

Auffassung des Begriffs von der der Idee unterscheidet, nämlich die schon erwähnte prädikatenlogische, welche die inhaltlichen Beziehung zwischen Begriffen gerade aus diesen heraushält. Für Aristoteles beispielsweise besteht offensichtlich kein Problem darin, zugleich vom Umfassen (περιέχω) der Gattung zu reden⁴⁷, sowie davon, dass zwei Gattungen „subaltern [ἄλλήλα] (eine der anderen untergeordnet) sind“ [Aristoteles ü.v. Rolfes 1922b, S. 70; Top Δ 2, 122a1]. Der triftigere Mangel jener Sichtweise ist jedoch, dass die Beschränkung des Blickfeldes auf die extensionalen Verhältnisse von Begriff und Idee deren jeweiliges Wesen nur am Rande erfassen.

2.4 Gattung, Art und Definition

In der Sekundärliteratur wird das Relationsverhältnis von begrifflicher Über- und Unterordnung nahezu durchgängig durch die Begriffe Gattung und Art ausgedrückt. Diese Vokabeln sind zumeist aus der Gliederung des biologischen Systems bekannt; im Deutschen ist der Fremdwortgebrauch der lateinischen Äquivalente *genus* und *species* üblich. Sie sind in der taxonomischen Klassifikation der Biologie feste Bezeichnung zweier bestimmter hierarchischer Ebenen. In die Philosophie und speziell in der Logik hingegen werden sie explizit⁴⁸ seit Aristoteles als Relationsbegriffe jeder Ebene von Begriffsgliederungen verwendet. Porphyrius erklärt dieses Relationsverhältnis so, dass zwischen Begriffen allgemeinsten Bestimmung, also den höchsten Gattungen und Begriffen der speziellsten Bestimmung, also den untersten Arten jeder Begriff je nach Hinsicht sowohl Gattung seiner Unterbegriffe, als auch Art seines Oberbegriffes sein kann. Die höchsten seien jedoch nur Gattung, die niedrigsten nur Art⁴⁹. Auch noch in I. Kants <Logik> wird Art als „der niedere Begriff in Ansehung seines höheren“ und Gattung als „der höhere Begriff in Rücksicht seines niederen“ [Kant 1801, S. 138f] bestimmt. Die Vokabel εἶδος hat aber bei Aristoteles nicht nur die logische Bedeutung des Unterbegriffs, sondern

⁴⁷Vgl. Top. Δ 2, 121b24.

⁴⁸F. Krafft liest auch schon aus Platons Formulierungen (z.B. Soph. 220a7-10) eine Tendenz, die Relation der Unter- und Überordnung durch die Verwendung der beiden Vokabeln γένος und εἶδος auszudrücken; vgl. Krafft 1974, Sp. 25.

⁴⁹Vgl. Isg. 2, 2a1ff.

ebenso die des Formbestandteils der Wesensbestimmung⁵⁰. Mit anderen Worten ist bei ihm zumindest terminologisch eine Verbindung zwischen der logischen und der inhaltlichen Komponente des Artbegriffs aufzuweisen.

Definition (ὄρισμός/ὄρος) bedeutet wörtlich Grenze, Ab- oder Begrenzung. Sie ist bei Aristoteles „die sprachliche Explikation eines einzelnen Begriffes bzw. Sachverhaltes durch eine Begriffsreihe“ [Pietsch 2005, S. 260] und ihre Aufgabe besteht darin, das τί ᾗν εἶναι, also das Wesen einer Sache anzugeben⁵¹. Sie trennt somit durch sprachliche Mittel den definierten Begriff von anderen ab. Etwas eingrenzen bedeutet aber, von der Nachbarschaft Kenntnis zu besitzen, zu wissen wo sie beginnt, wo das Eigene aufhört. Dem entsprechend entsteht die Definition aus der Kenntnis der nächst höheren Gattung eines Begriffes und dem, was ihn von seinen benachbarten Begriffen, also den anderen Unterarten seiner Gattung, unterscheidet. So sind auch Gattung und artbildende Differenz(en) die Bestandteile, die zusammen die Definition ergeben⁵². Diese Art zu definieren wurde später zur scholastischen Regel: *definitio fit per genus proximum et differentiam specificam*. Heute wird sie als essentielle Definition – essentiell, weil sie das Wesen (lat. *essentia*) angibt – zu den expliziten Definitionen gezählt⁵³. In einem anderen Sinn spricht man beispielsweise von axiomatischer Definition, wenn Bedingungen für einen Geltungsbereich bestimmter Aussagen festgelegt werden, oder von ostensiver Definition, wenn man durch Zeigen auf ein Objekt dessen Namen festlegen will.

2.5 Einteilung und Zusammenführung

Das eingangs erwähnte Einteilungsverfahren, welches Platon in seinen späteren Dialogen explizit entwickelt und vermehrt anwendet, wird in der Sekundärliteratur hauptsächlich mit der Vokabel διαίρεσις⁵⁴ verbunden. Eine genauere Betrachtung der griechischen

⁵⁰Vgl. beispielsweise *De part. anim.* A 3, 643a24, wo εἶδος als Form der ὕλη (Materie, Stoff) entgegengesetzt wird, und beides zusammen erst die διαφορὰ (Artunterschied) konstituiert; vgl. auch unten Abschnitt 4.1.1 (S. 85).

⁵¹Vgl. *Top.* A 5, 101b39.

⁵²Vgl. *Top.* A 8, 103b14-16 oder *Met.* Z 12, 1037b29f.

⁵³Vgl. Menne 1973, S. 270ff.

⁵⁴*Papes* ‹Wörterbuch› gibt für διαίρεσις die umgangssprachlichen Bedeutungen: Entscheidung und Verteilung der Beute oder von Geldern, bei Platon die Bedeutungen: Einteilung, Unterscheidung und Unterschied an. In der Sekundärliteratur wird meist an Stelle einer Übersetzung die Transkription »Di(h)airesis« verwendet. M. Kranz unterscheidet sogar zwischen dem Teilen als solchem:

Textgrundlage zeigt, dass Platon auch andere Vokabeln verwendet, die in ähnlich bildhafter Weise jedoch mit anderen Bildern das Dividieren eines Ganzen in Teile wiedergeben. M. Heidegger beispielsweise findet neben διαρᾶν (teilen) ebenso noch die Verben (δια-)τέμνειν (zerschneiden, durchschneiden) und σχιζειν (spalten)⁵⁵. Neben der Vorgangsbezeichnung κατ' εἶδη διατέμνειν (nach Arten trennen) und τὸ κατὰ γένη διαρᾶσθαι (das Einteilen nach Gattungen) findet man in den <Nomoi> die Formulierung κατ' εἶδη ζητεῖν (nach Arten untersuchen)⁵⁶.

Für die Sache wesentlicher aber ist der Zusatz, dass die Einteilungsmethode nicht nur in der Zergliederung, sondern ebenso in der vorausgängigen und durchaus nicht unerheblichen Zusammenfassung (συναγωγή) zum höheren Begriff besteht. Bevor eine begriffliche Einteilung, durch die ein bestimmter fraglicher Begriff eingeordnet wird, überhaupt stattfinden kann, muss zunächst die zutreffende Gattung gefunden werden. H.-G. Gadamer äußert sich bezüglich der Stellung beider Teile der Methode wie folgt:

Das Moment der Diairesis wurzelt gleich ursprünglich wie das Moment der Synopsis in der Struktur der Verständigung, der Dialektos (im Wortsinne verstanden).

[Gadamer 1968, S. 91]

Das gesamte Verfahren wird an mehreren Stellen als Kernstück der Dialektik⁵⁷ oder als Aufgabe und spezifische Leistung des Dialektikers⁵⁸ ausgewiesen, weshalb es in Sekundärliteratur und Lexika zumeist auch als »dialektische Methode« geführt wird.

Aristoteles verwendet den Ausdruck διαίρεσις teils als Vokabel für die Teilung einer Gattung in Arten⁵⁹, teilweise aber auch in umgangssprachlicher Bedeutung, um beispielsweise eine Aufteilung von Grundstücken auszudrücken⁶⁰.

„Dihairesis“ [Kranz 1986, S. 59], der Einteilungsmethode: „Dihairetik“ [S. 53] und Anwendungen der Methode: „Dihairesen“ [S. 50]. In Ch. Schäfers <Platon-Lexikon> wird die Umschrift-Variante „Dihärese“ [Schramm 2007, S. 92] als Bezeichnung für die gesamte Methode verwendet, J. Stenzel nennt es „diäretische[s] Verfahren“ [Stenzel 1924, S. 23].

⁵⁵Vgl. Heidegger 1992, S. 287 u. 331.

⁵⁶Vgl. in dieser Reihenfolge Phdr. 265e1, Soph. 253d1 und Nom. A 630e3.

⁵⁷Vgl. etwa Soph. 253d1-3.

⁵⁸Vgl. Phdr. 266b2-c1.

⁵⁹Vgl. Met. K 1, 1059b36-37.

⁶⁰Vgl. Pol. B 6, 1265b24.

2.6 Extension und Intension als Facetten des Begriffs

Wie die Überlegungen zu den bisher behandelten Termini zeigen, werden im Umfeld des Begriffs zwei wesentliche Facetten erkennbar, die je nach Ausprägung des Begriffsverständnisses mehr oder weniger in die Bedeutung des jeweiligen Ausdrucks für den Begriff mit einfließen. Es handelt sich um den jeweils extensionalen oder intensionalen Charakter des Begriffs⁶¹. Unter der Extension eines Begriffs wird der zahlenmäßige oder logische Umfang der Individuen verstanden, die unter diesen Begriff fallen. Es ist nicht verwunderlich, dass diese Bedeutungsnuance für sich allein betrachtet wurde und so auch eigene Namen erhielt: Der logische Begriff der Klasse beispielsweise oder die mathematische Menge decken diese Bedeutung im Groben ab⁶². Unter der Intension des Begriffs hingegen versteht man seine Bestimmung, das also, was der Begriff inhaltlich bedeutet. Manchmal wird diese Intension sogar so eng gefasst, dass sie mit der Definition des Begriffs gleichgesetzt wird. Diese beiden Facetten finden sich nun je nach Interpretation des jeweiligen Ausdrucks in den Termini Begriff, Idee, Definition aber auch Klasse und Kategorie in unterschiedlichster Ausprägung. Teilweise werden diese Termini aber auch – wie angedeutet – entsprechend der Unterscheidung zwischen Intension und Extension getrennt, wie dies beispielsweise bei G. Böhme⁶³ oder bei G. Striker der Fall ist. Für G. Striker ist der Begriff nur intensional; der Charakterzug des Umfangs wird bei ihr allein durch den Ausdruck »Klasse« verdeutlicht⁶⁴. Im Extremfall findet man anderen Orts, wo sich die Redeweise der Prädikatenlogik annähert, den Begriff weder in inhaltlicher noch in umfänglicher Konnotation, sondern als leere Variabel verwendet, deren möglicher Inhalt sich gar nicht oder allein aus dem logischen Gefüge ergibt, in welches man sie setzt. Die vorliegende Arbeit nimmt derartige Einschränkungen für den Ausdruck »Begriff«, da offensichtlich keine einheitliche Bestimmung zu finden ist, nicht

⁶¹I. Kant nennt diese Facetten „ein doppeltes, einander widerstrebendes Interesse“ [Kant 1990, S. 614; A654/B682] der Vernunft.

⁶²Vgl. Lorenz 1984, S. 403.

⁶³Vgl. oben Abschnitt 2.3 (S. 20).

⁶⁴Vgl. Striker 1970, S. 28 und 36f. Die in ihrem Beispiel gegebene Unterscheidung vom Begriff »Mensch« und der Klasse »Menschheit« ist jedoch missverständlich, da gewöhnlich zur Menschheit nicht nur die aktuell vorhandenen Individuen, sondern auch vergangene und zukünftige Generationen gerechnet werden. Es scheint daher auch hier sinnvoll, zwischen einer empirischen und einer logischen Extension zu unterscheiden.

vor. Es wird hingegen davon ausgegangen, dass der Begriff eine Einheit darstellt, der diese Facetten als Hinsichten hinzutreten.

Für die gegenwärtige Untersuchung ist diese Differenzierung aber deshalb von großer Bedeutung, da die hierarchische Ordnung der Begriffe in Abhängigkeit der eingenommenen Hinsicht verschiedentlich stark und mit unterschiedlichem Sinn zur Geltung kommt. Die Gattung ist hinsichtlich ihrer Intension weniger bestimmt als ihre Arten, hinsichtlich ihrer Extension aber umfangreicher als jede einzelne ihrer Arten. Die Bestimmung der Arten ist inhaltlich abhängig vom Wesen der Gattung. Sieht man sie aber nur als logische Menge, so ist die Notwendigkeit homogene Teilmengen in Arten zu fassen nicht vom Wesen, insofern man in dieser Sichtweise überhaupt noch davon sprechen kann, dieser umfassenden Menge bestimmt. Für formale Begriffe wie etwa »Einheit« oder »Sein« ist die Rede von einer Extension grundsätzlich schwierig, oder zumindest wenig aussagekräftig, da sie in gewissem Maß eine Tautologie darstellt⁶⁵.

Da die beiden Ausdrücke »Klasse« und »Kategorie« erwähnt wurden, sollen auch diese in aller Kürze behandelt werden: Klasse ist ein Wort der Zusammenfassung logischer oder mathematischer Einheiten. Die Zusammenfassung erfolgt aufgrund einer axiomatischen Definition, weshalb in gewissem Maße auch vollkommen heterogene Gruppierungen als Klasse bezeichnet werden können⁶⁶. Dem Namen nach ist dieser Terminus in die Informatik übernommen worden, um die »abstrakte« Definition von Objekten zu bezeichnen. Im Gegensatz zu G. Strikers Verständnis, treten bei der Klasse in der Objektorientierung verstärkt die intensionalen Züge zu Tage⁶⁷. In der biologischen Systematik allerdings ist Klasse analog zu Gattung und Art eine feste hierarchische Stufe.

Die Bezeichnung Kategorie leitet sich vom griechischen *κατηγορία* ab, der Vokabel, die von Aristoteles für die zehn möglichen Arten des Aussagens gewählt wurde⁶⁸. Das griechische *κατηγορέω* hat, wie die deutsche Übersetzung »aussagen« und auch das

⁶⁵Wenn »alles« als Extension von »Sein« genommen wird, so ist implizit die Menge alles Seienden gemeint, was für die Frage nach der Extension des Seins eine Tautologie darstellt.

⁶⁶Vgl. das Beispiel der Klasse $\langle 2, 2, 4 \rangle$ bei Lorenz 1984, S. 403. Die Gruppierung zu einer Klasse muss keiner gesetzmäßigen Gemeinschaft unterliegen, d.h. sie beruht nicht zwingend auf einer wie auch immer bestimmten Ähnlichkeit der Elemente.

⁶⁷Vgl. unten Abschnitt 5.2 (S. 121).

⁶⁸Vgl. Cat 4, 1b25ff.

lateinische Wort »*praedicare*«, die juristische Bedeutung des Zeugnisgebens. Trotz der differierenden Bedeutung für die Philosophie werden Kategorie und Klasse heute teilweise als Synonyme für den Begriff der Art verwendet. Allerdings kann man die Neigung feststellen, dass, wenn die Unterschiede nur eine Ebene, also nur Arten einer Gattung betreffen oder wenn gar von hierarchisch strukturierter Begriffsordnung ganz abgesehen wird, nur mehr von Kategorien und Klassen gesprochen wird.

3 Platons Methode der Einteilung

Dieser Abschnitt versucht die Interpretation einschlägiger Stellen der Platon-Dialoge mit dem Ziel, die Methode der Begriffseinteilung herauszustellen. Zunächst sind hierfür die geeigneten Texte auszuwählen. Wie F. Lukas' Monographie über das Verfahren zeigt, finden sich darunter Stellen der impliziten Anwendung des Verfahrens sowie solche der expliziten Erwähnung und Beschreibung. Für eine Vielzahl der Dialoge verhält es sich folgendermaßen, wie im Beispiel für den <Timaios> aufgezeigt:

Obwohl Platon [...] von der Methode der Eintheilung einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch macht, wird doch der Methode nirgends erwähnt. Das Wort διαρείσθαι in p. 27[d5] u. 48[e3] bedeutet nicht eintheilen sondern unterscheiden.

[Lukas 1888, S. 53]

Die besondere Form des Dialogs, in der uns Platon sein philosophisches Werk hinterlässt, bietet neben des intendierten didaktischen Effektes, nämlich der Darstellung der »Wissensbasis«, von der aus Theorien ab- und wieder aufgebaut werden können⁶⁹, und dem Versuch, den Nachteilen der schriftlichen Fixierung⁷⁰ entgegenzuwirken, die von Interpreten dankbar und ehrfürchtig ergriffene Möglichkeit, den dramaturgischen Rahmen auf seine versteckte Beziehung zum philosophischen Inhalt hin zu analysieren⁷¹. Für das Thema dieser Arbeit ist das Moment der Einbettung aber noch weitläufiger, da sich

⁶⁹M. Kranz sieht als einen Sinn der Rahmendialoge die Ausformulierung dessen an, „wo man die Leute abholt“ [Kranz 1986, S. 1].

⁷⁰Die zentralen Stellen von Platon »Schriftkritik« finden sich im <Phaidros> (vgl. Phdr. 274b-278c) und im <siebten Brief> (vgl. Ep. VII 341a-345c).

⁷¹M. Kranz beispielsweise erkennt im dramatischen Motiv der äußerlichen Ähnlichkeit der beiden Figuren Sokrates und Theaitetos (vgl. Tht. 144dff), eine Prognose auf das thematische Fundament einer ganzen Dialogreihe; vgl. Kranz 1986, S. 86.

unter Platons Dialogen keiner findet, der das Einteilungsverfahren als zentrales Thema behandelt. Man kann die relevanten Stellen als Exkurse oder Lektionen betrachten, die in den Verläufen der eigentlichen Diskussionsthemen immer dann angeschnitten werden, wenn die Anwendung des Einteilungsverfahrens für die Durchführung des eigentlich bearbeiteten Themas notwendig wird oder eine Einteilung mangelhaft erscheint. Zunächst wird versucht ein gemeinsames Moment zu fixieren, welches die Situationen charakterisiert, die zur Erwähnung und Verwendung der *διαίρεσις* führen.

Daraufhin wird in Platons Werk nach Darstellungen und Anwendungen der Einteilungsmethode gesucht; damit sich die Analyse nicht in Details verliert, beschränkt sich ihr Fokus auf die Werke, in welchen F. Lukas, der dem Auftreten der Methode in allen wichtigen Dialogen eindringlich nachspürt, das Verfahren unverwechselbar und explizit beschrieben sieht. Darunter fallen die Dialoge <Phaidros>, <Sophistes>, <Politikos> und <Philebos>⁷².

Im letzten Teil dieses Abschnittes wird eine Charakteristik des Verfahrens so dargestellt, dass nicht nur die Probleme der Methode verständlich werden, sondern auch die Komplexität der zugrundeliegenden »geistigen Materie« zu Tage tritt.

3.1 Motivation der Begriffsteilung

Ein durchgängiges Motiv der Platon-Dialoge ist der diskursive Weg bis zu einem bestimmten, für das Thema zentralen Begriff, der von den Dialogpartnern unterschiedlich verstanden und meist unreflektiert angewandt wird. Platon lässt den Gesprächsführer auf immer gleicher Weise die Frage »was ist überhaupt ...?« (*τί ποτ' ἐστίν* ...;) stellen, wie z.B. im <Charmides> nach der Besonnenheit, im <Laches> nach der Tapferkeit oder im <Menon> nach der Tugend⁷³. Die Diskussionsgegner antworten stets mit einer Ansammlung an Beispielen individueller, konkreter Fälle vom jeweils Gefragten. Aber die »was ist«-Frage zielt natürlich nicht auf Beispiele, sondern auf das den Beispielen

⁷²Den jeweiligen Grad von Anwendung und Explikation der Methode schildert F. Lukas in den Zusammenfassungen, welche die Betrachtungen der einzelnen Dialoge abschließen; vgl. für <Phaidros> Lukas 1888, S. 109f, für <Sophistes> S. 213ff, für <Politikos> S.257ff und für <Philebos> S. 283ff.

⁷³Vgl. Charm. 159a3f, Lach. 190d8, Men. 71a7f.

Gemeinsame. Sie betrifft eben das, was diese Einzelfälle für den Betrachter erst zum sinnvollen Beispiel macht. Die vielsagende Entgegnung im *Menon* lautet daher:

Gar besonders glücklich, o Menon, scheine ich es getroffen zu haben,
da ich nur eine Tugend suche und einen ganzen Schwarm von Tugenden
finde

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990a, S. 511; Men. 72a6-8]

Im Mittelpunkt steht gerade die Frage nach dem jeweiligen Begriff und was man an ihm erfasst. Die Angabe von Beispielen dessen, was die Gefragten unter dem bestimmten Begriff kennen, ist aber ein durchaus nahe liegender Lösungsversuch. In Abschnitt 2.1 (S. 10) war die Rede von der Abstraktion der jeweils gemeinsamen Merkmale in einer Reihe von konkreten Fällen, als dem, was den Allgemeinbegriff ausmachen könnte. Platon allerdings steht eine Formulierung einer Abstraktionsmethode fern, die daher auch von keiner der Diskussionsparteien ausformuliert oder auch nur angedacht wird. Hingegen nimmt er diese Art Frage jeweils zum dramaturgischen Auftakt, sein Konzept der Idee auszubreiten. Nach J. Stenzels vorsichtiger Einteilung des platonischen Schaffens in zwei Phasen, stellt dies das übliche Vorgehen der ersten Phase dar, die er wegen der Wahl des fiktiven Gesprächsführers als „sokratische Periode“ [Stenzel 1961, S. 5] und ihren Inhalt auf Grund der propagierten Ausrichtung des ethischen Verhaltens an der »Bestform«, wie sie die Ideen vermitteln, als „ἀρετή-εἶδος-Lehre“ [S. 19] bezeichnet. Die Ausführungen zur Idee besitzen in den Dialogen dieser Phase den Charakterzug von metaphysischen Postulaten, von denen aus Klärung über den Untersuchungsgegenstand angestrebt wird. Dieser Einsatz des Ideenkonzeptes ist mit den in Abschnitt 2.3 (S. 16) dieser Arbeit erwähnten Problemen behaftet, die aber erst im *Parmenides* artikuliert werden; laut J. Stenzel wird deren Lösung allgemein in den Dialogen, die nach der *Politeia* entstanden, angestrebt⁷⁴. Mit Sicherheit kann man zumindest feststellen, dass die Methodik der späteren Dialoge über diese Probleme hinausführt.

Die Situationen, in welchen Platon in den nun zu betrachtenden Texten zum Einsatz der Einteilungsmethode greift, ähneln den eben beschriebenen Situationen weitgehend, unterscheiden sich aber in folgendem ausschlaggebenden Punkt: Es wird jeweils eine

⁷⁴Vgl. Stenzel 1961, S. 19.

Identitätsbeziehung⁷⁵ zwischen zwei Begriffen behauptet, von der ausgehend vorläufige Folgerungen getroffen werden, die für das zentrale Thema des jeweiligen Dialogs ausschlaggebend sind. Die Intension der Gleichsetzung zweier Begriffe hat jedes Mal den strukturellen Sinn, Merkmale des einen Begriffs auf den anderen zu übertragen. Würde beispielsweise das Naschen an sich mit dem moralisch Schlechten identifiziert, so würde sich das, was für jedes konkret moralisch Schlechte gilt, auch für jede konkrete Tätigkeit, die eine Form des Naschens darstellt, ergeben. Jede Tat des Naschens wäre als solche mit einer Ablehnungshaltung konfrontiert; sie wäre also verpönt, gesellschaftlich nicht tragbar und desgleichen mehr. In eben dieser Form begegnet die begriffliche Gleichsetzung auch in den relevanten Dialogen. Im <Phaidros> wird Liebe zunächst mit Begierde, später mit Wahnsinn gleichgesetzt, welchem Verstand und Besonnenheit entgegenstehen⁷⁶, somit im zweiten Schritt als etwas Schlechtes gelten und zur *Hybris* führen. Erst in der späteren Einteilung in verschiedene Arten wird ersichtlich, dass sowohl schlechte wie auch gute Formen des Wahnsinns und dem entsprechend auch der Liebe existieren. Den Einteilungen im <Sophistes> und <Politikos> geht die Frage voran, ob mit den Bezeichnungen Sophist, Politiker und Philosoph je das selbe gemeint ist oder diese jeweils eigene Begriffe darstellen und so Verschiedenes bedeuten⁷⁷. Im <Philebos> wird zu Beginn dem hedonistische Grundsatz Ausdruck verliehen, die Lust sei das Gute⁷⁸. Aber schon das Zugeständnis, es könne mehrere Arten von Lust geben, die sich hinsichtlich ihrer Nützlichkeit für ihren Träger unterscheiden, würde diese Aussage grundlegend entschärfen.

Für Platon wird also innerhalb dieser Diskussionen die Frage maßgeblich, was es bedeutet, wenn zwei Begriffe identisch sein sollen. Die Möglichkeit, dass es sich nicht einmal um verschiedene Begriffe, sondern lediglich um unterschiedliche Bezeichnungen oder Namen für den jeweils selben begrifflichen Gegenstand handelt, wird an angegebener Stelle im <Sophistes> in Betracht gezogen. Es stellt sich jedoch in allen Fällen heraus, dass diese

⁷⁵Der Begriff der Identität wird hier bewusst so unspezifisch eingeführt, wie er als motivierendes Prinzip auch in den Dialogen Verwendung erfährt. Die Unterscheidung zwischen Ähnlichkeit, Gleichheit, Selbigkeit oder auch nur die Übereinstimmung bestimmter Merkmale, in deren Hinsicht sich zwei Gegenstände gleichen, ist eine Abstufung, deren genaue Erkenntnis die Probleme der Dialoge gerade löst; vgl. unten Abschnitt 3.2.3 (S. 56).

⁷⁶Vgl. Phdr. 241a3f.

⁷⁷Vgl. Soph. 217a3ff.

⁷⁸Vgl. Phb. 11b4-6.

Identität keine Vollständige sein kann. Sie besteht hingegen zumeist in der Beziehung zwischen Gattungsbegriff und Art. Liebe beispielsweise ist nur eine Art der Gattung Wahnsinn. Besonders deutlich tritt in diesem Fall hervor, um welche Art Fehler es sich handelt, die den Einsatz der Einteilungsmethode nach sich zieht. Es ist eine Form des Vorurteils, welches, solange die verschiedenen Begriffe nicht sorgfältig voneinander getrennt und miteinander verbunden sind, einem bestimmten Gegenstand vorschnell falsche Eigenschaften zuordnet.

Im <Philebos> leitet die Figur Sokrates den Exkurs zur Einführung der *διαίρεσις*-Methode mit dem »Problem des Einen und Vielen« ein, für das er sich durch das Verfahren eine Art Lösung verspricht⁷⁹. Dieses Problem tritt in zwei Versionen auf und muss daher zunächst noch näher spezifiziert werden; so ist im Übrigen auch das Vorgehen in den Dialogen <Parmenides> und <Sophistes>⁸⁰. Die erste und von Sokrates nicht intendierte Version ist die »infantile« und längst überwundene Frage, wie es überhaupt sein kann, dass einem Ding verschiedene, ja sogar gegensätzliche Bestimmungen zukommen können. Im <Phaidon> beispielsweise wird die Frage, wie es zu Denken sei, das jemand im Vergleich zu zwei unterschiedlich großen Personen zugleich kleiner und größer ist, durch den Verweis auf die Teilhabe an der jeweiligen Idee beantwortet, ohne dass dabei jedoch eine allzu deutliche Äußerung darüber fiele, dass es sich um zwei unabhängige Relationen handelt⁸¹.

An der Stelle im <Philebos> hingegen interessiert sich die Figur des Sokrates dafür, wie ein bestimmter Begriff auf verschiedene andere Begriffe zutrifft, ohne – dies wird unausgesprochen impliziert – dass es sich nur um verschiedene Bezeichnungen für den selben Begriff handelt. Diese zweite Variante des Problems von Einheit und Vielheit wird in zwei Schritten formuliert: Zunächst werden die Gegenstände des Problems im Gegensatz zur trivialen ersten Version als bestimmte Einheiten (*ἐνάδῃ*) gesetzt, die ihrem Wesen nach ohne Zweifel Ideen sind⁸². Dann aber in einem zweiten Schritt wiederholt Sokrates die im <Parmenides> aufgeworfenen, offensichtlich auch hier ungeklärten Fragen des

⁷⁹Vgl. Phb. 14c1-15c3.

⁸⁰Vgl. Parm. 129af und Soph. 251a8-c6.

⁸¹Vgl. Phdn. 100e-101a.

⁸²Vgl. die Beispiele in Phb. 15a: Der Mensch, das Schöne, das Gute je als Einheit.

Ideenkonzeptes⁸³. Zunächst sieht es so aus, als hätten diese Fragen keinen eigentlichen Bezug zur Methode. Daneben ist die Stelle dieses zweiten Schritts (Phb. 15b1-c3) mit vielbehandelten, textlichen Schwierigkeiten behaftet. Keiner der Interpretationswege, die D. Frede doxographiert⁸⁴, kann darüber hinweghelfen, dass ihrer Meinung nach die Frage eigentlich darauf zielen sollte, „wie es möglich ist, das solche Einheiten *Unterarten* haben können“ [Frede 1997, S. 124]. Die Fragen nach dem ontologischen Status der Ideen und dem *Wie* der Teilhabe sind in der Tat nebensächlich im Hinblick auf die Methode. Der Fingerzeig auf die μέθεξις ist jedoch nicht ganz ohne Zusammenhang. Ob Platon durch die διαίρεσις, wie J. Stenzel unterstellt⁸⁵, auch die Frage gelöst hat, *wie* Dinge an Ideen teilhaben, sei vorerst zurückgestellt. Die Teilhabe zwischen Begriffen allerdings wird vom Konzept des Einteilungsverfahrens mehr als nur tangiert; die Gleichsetzung zweier Begriffe nämlich, welche eben als wiederkehrende Motivation für die Anwendung der Einteilungsmethode identifiziert wurde, erklärt sich Platon durch die Teilhabe des niederen εἶδος am höheren⁸⁶. In analoger Weise spricht auch Aristoteles von der μέθεξις:

Teilhabe [μετέχων] heißt den Begriff dessen zulassen, woran etwas teilhat. Daraufhin ist klar, daß die Arten an den Gattungen, aber die Gattungen nicht an den Arten teilhaben.

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922b, S. 67; Top. Δ 1, 121a11-13]

In der Formulierung des Problems der Einheit und Vielheit meint Platon „eine unsterbliche und nie veraltende Eigenschaft der Reden [λόγων] selbst“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 271; Phb. 15d7f] verdichtet zu haben, mit der man als vernunftbegabtes Wesen, also als ζῶον λόγον ἔχον unweigerlich und immer wieder konfrontiert wird. Die Explikation dieses Problems ist aber nicht der eigentliche Grund, die Methode einzuführen, sondern bereits eine strukturelle Analyse der problematischen Umstände, die zum Exkurs veranlassen. Denn, dass in der laufenden Diskussion des Dialogs durch die

⁸³G. Striker stellt mit Recht fest, dass die Ideenaporien des <Parmenides> die Verbindung zwischen Idee und Ding betreffen, wohingegen im <Philebos> die Beziehungen innerhalb des Ideenbereiches thematisiert werden (vgl. Striker 1970, S. 13f). Die Formulierung des Problems von Einheit und Vielheit an der Stelle Phb. 15b1-c3 legt diese Thematik allerdings noch in keiner Weise nahe. Gerade gegenteilig lautet die Frage dort, auf welche Weise das, was zunächst als beständige Einheit gedacht wird, im Bereich des „Werdenden und Unbegrenzten“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 269; Phb. 15b5] Wirkung entfalten kann.

⁸⁴Vgl. Frede 1997, S. 120-124.

⁸⁵Vgl. Stenzel 1961, S. 54.

⁸⁶Vgl. unten Abschnitt 3.2.3 (S. 54).

Behauptung, die Lust sei das Gute, gerade ein Konflikt dieser Art vorliegt, ist dem fiktiven Gesprächspartnern nicht *per se* klar⁸⁷.

3.2 Die Darstellung der Diairesis in Platons Dialogen

Die Methode ist also zwar in unterschiedlichen Diskussions-Szenerien eingebettet, deren Problemstrukturen allerdings weisen wesentliche Parallelen auf. Die Stellen variieren sehr bezüglich Ausführlichkeit und Betonung einzelner Merkmale des Verfahrens. Am deutlichsten herausgehoben ist die explizite Erläuterung der Einteilungsmethode im *Philebos*, weshalb er zuerst betrachtet wird. Die Art der Präsentation der Methode in diesem Dialog vermittelt zudem eine Wertzuweisung, die über das gewöhnliche Verdienst eines methodischen Werkzeugs weit hinaus reicht.

3.2.1 Philebos

Die Gesprächspartner im *Philebos* sind Sokrates und Protarchos. Die Figur des Philebos, dem der Dialog seinen Namen verdankt, distanziert sich als überzeugter Hedonist konsequenter Weise gleich zu Beginn von einer ernsthaften Diskussion und zieht es vor, das Streitgespräch als nahezu Unbeteiligter zu *genießen*. Seine anfängliche Behauptung, deren Verteidigung er schließlich Protarchos anvertraut, war, dass das Gute für alle Lebewesen in der Lust (*ἡδονή*) bestehe und allem was zu dieser Gattung gehöre [*Phb.* 11b5-7]⁸⁸. Mit der unvermittelten Rekapitulation dieser These setzt der Dialog ein.

Den ersten Versuch dieser Behauptung beizukommen, der im Hinweis auf die mögliche Existenz sowohl zuträglicher als auch abträglicher Arten der Lust besteht, lehnt Protarchos durch den Einwand ab, Lust wäre, insofern sie Lust ist, auch gut unabhängig ihrer Begleitumstände. Er lässt somit eine Verbindung zweier Begriffe als eine innerliche bestehen, andere aber, wie etwa die der Ausschweifung zur Lust, lehnt er,

⁸⁷Vgl. *Phb.* 18d4-e2.

⁸⁸Noch pregnanter fällt die Behauptung in *Phb.* 13b7. Der Satz wurde als thematische Aufnahme eines Diskussionsstandpunktes interpretiert, der Teil einer regen Debatte der Akademie war. Vermutlich war der Dialog *Philebos* Platons Beitrag; die hedonistische Position wird dem Pythagoreer Eudoxos zugeschrieben; vgl. Jaeger 1955, 15f sowie Frede 1997, S. 390ff.

da sie äußerlich sei, als irrelevant bezüglich der ersten Verbindung ab. Da mit diesem Schritt offensichtlich zur Debatte steht, anhand welcher Art von Kriterien verschiedene Arten eines Gegenstandes unterschieden werden müssen und in welchem Fall es sich andererseits immer um den selben Gegenstand mit den selben Eigenschaften handelt, lässt sich der an dieser Stelle folgende Exkurs zur Einteilungsmethode verständlich machen.

Der eigentlichen Beschreibung der Methode gehen nun mehrere Charakterisierungen der selben voran. Die erste lautet, dass die Methode zwar leicht zu beschreiben, in Ihrer Durchführung aber oft sehr komplex sei; dadurch hätte sie ihn, die Figur des Sokrates selbst, zuweilen in Verwirrung geraten lassen[Phb. 16b5ff]. Diese Unterscheidung der Komplexität hinsichtlich einerseits der schematischen Darstellung des Vorganges und andererseits der Durchführung sagt nichts anderes, als dass die Anwendung der Methode kein Garant für die Richtigkeit ihres Ergebnisses ist. Das Finden eines Wahrheitskriteriums, das nötig ist, um entscheiden zu können, ob ein Ergebnis der *διαίρεσις* besser ist als ein anderes, bewirkt diese Komplexität. Nicht minder aber bemisst Platon den Wert dieser Methode, da er sie trotzdem als ein zweites Prometheus-Feuer, als ein göttliches Geschenk bezeichnet und sie als Grundstock jedes wissenschaftlichen Ergebnisses ausweist[Phb 16c].

Die Lektion zur Methode im <Philebos> besteht aus ihrer Beschreibung [16c5-17a5] und den zwei beispielhaften Einteilungen des Begriffs vom *Laut* (*φωνή*) [17a8-18d2], die hier, da es sich um explizite Beispielanwendungen handelt, welche Sinn, Inhalt und Wert der Methode dem Gesprächspartner begreiflich machen sollen, eingehender behandelt werden.

Die Beschreibung der Methode beginnt mit der Feststellung, dass alles Seiende aus Einem und Vielem besteht und zugleich Begrenzung (*πέρας*) und Unbegrenztheit (*ἀπειρίαν*) in sich verbindet. Die Rede von Einem und Vielem stellt den Bezug zum bereits erwähnten Problem von Einheit und Vielheit – zumindest in seiner sachbezogenen Formulierung – her und bedeutet zugleich die strukturelle Vorraussetzung für eine Anwendung der Methode, da eine Einteilung nun einmal nur dort stattfinden kann, wo sich ein Ganzes in Teile zerlegen lässt. Die beiden weiteren Begriffe, Begrenzung und Unbegrenztheit, sind aller Wahrscheinlichkeit nach eine terminologische Anspielung an

pythagoreische Lehren⁸⁹. Die beiden Prinzipien findet man später in der Einteilung alles Seienden in vier Gattungen (Grenze, Unbegrenztheit, Mischung der beiden und Ursache dieser Mischung) wieder [Phb. 23cff]. Sie bilden nach den dortigen Bestimmungen die funktionellen Parameter der Begründung des Einteilungsverfahrens. Somit sind sie auch ohne Kenntnis der Hintergründe einer etwaigen Anspielung für die Untersuchung von höchster Bedeutung.

Dass sich für Platon die Wirklichkeit (alles Seiende) in dieser Ordnung von Einheit und Vielheit darstellt, ist ihm Begründung genug für den Sinn des ersten Schritts der Methode:

Deshalb nun müßten wir, da dieses so geordnet ist, immer eine Form [μίαν ἰδέαν] von allem jedesmal annehmen und suchen; denn finden würden wir sie gewiss darin.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 273; Phb. 16c10-d2]

Mit dieser *einen Form* ist, wie der weitere Verlauf zeigt, der umfassendste, oberste Begriff gemeint, von dem aus das Teilen beginnt ist; der Gegenstand der Analyse ist also keineswegs immer selbst schon diese höchste Einheit. In diesem Satz verwendet Platon, wenn auch sonst von Einheiten (μονάδας/ἐνάδη) gesprochen wird, eine vertraute Vokabel für die Idee: ἰδέα, allerdings mit der Betonung auf deren Einheit: μία ἰδέα. Kurz zuvor noch wird Farbe als γένος bezeichnet, die bestimmten, untereinander verschiedenen Farben als ihre μέρη (Teile) [Phb. 12e7]. Wie weiter oben beschrieben wurde, ist es möglich, die Anfänge der terminologischen Fixierung des Gattungsbegriffs durch das griechische γένος schon bei Platon anzusetzen⁹⁰. Wieso aber ist dann nicht auch hier die Rede von einer Gattung und ihren Arten? Die spezifische Wortwahl an dieser Stelle, die eindeutige

⁸⁹Zu einem großen Anteil ist es dieser nach D. Frede wohl recht eindeutige Aufnahme pythagorischer Wortmaterials geschuldet, dass der <Philebos> für eine Interpretation in Richtung einer »esoterischen Zahlenideenlehre« Platons interessant wurde. Als weitere Anhaltspunkte für diese Interpretationsrichtung werden die häufige Erwähnung der Zahl (ἀριθμός) der Teile, die es in der διαίρεσις zu finden gilt, sowie die Betonung mathematischer Verhältnisse im Tonleiter-Beispiel behandelt. Eine übersichtliche und ausgewogene Empfehlung zum richtigen Umgang mit der Frage um die Existenz einer »Geheimlehre« sowie einer etwaigen Ranggliederung der aus »sekundären Überlieferungen« gewonnenen, esoterischen Lehren gegen die exoterischen Lehren Platons bietet der 3. Appendix von D. Fredes Philebos-Kommentar; vgl. insbesondere Frede 1997, 394ff, 403f und 407ff. Auf die Spur dieser Anspielung sowie auch auf die besondere Rolle der διαίρεσις für die Interpretation der esoterischen Ideenlehre, wie sie etwa in J. Stenzels <Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles> entwickelt wird, kann in dieser Arbeit nicht tiefgreifend eingegangen werden.

⁹⁰Vgl. oben S. 21, Anm. 48.

Betonung des Eins-seins der obersten Idee kann dreierlei bedeuten. Zum Ersten ist der Neologismus ἐνός – die Vokabel taucht laut W. Papes *Handwörterbuch* tatsächlich nur in diesem Dialog auf⁹¹ – ein Mittel, die Einführung der Methode von den bereits virulent gewordenen Problemen des Ideenkonzepts unabhängig zu gestalten. Die Intension wäre demnach, die Glaubwürdigkeit und den Wert des Einteilungsverfahrens nicht von der Lösbarkeit der Ideen-Probleme abhängen zu lassen oder überhaupt grundlegend von der Akzeptanz seines Ideen-Konzepts abzukoppeln. Zum Zweiten ist Platon offenbar der Charakter des Zusammenhalts einer Einheit, der Abgeschlossenheit der Gattung nach oben hin, das Eins-sein, insofern alles Teil dieses Gattungsbegriffs ist, von großer Bedeutung. Hierin kommt die Rolle der Grenze zum Tragen. Sie ist für die Einheit der Begriffe maßgeblich, da jedes Teilen, sofern mit Sorgfalt verfahren wird, an einer bestimmten Trennlinie geschieht, die für den Sinn der διαίρεσις nicht willkürlich verläuft. Zum Dritten ist die Wahl des Zahlwortes μία an Stelle des unbestimmten Artikels, die sich ebenso in anderen Umschreibungen der διαίρεσις wiederholt⁹², als erster Schritt des »Zählens« interpretierbar, dessen Charakter Platon der Methode im *Philebos* angeeignet lässt. Das Wortspiel, man zähle nichts in einer Sache, sei also von keinem Wert, wenn man nicht richtig zähle [Phb. 17e2-5], ist einer der deutlichsten Hinweise auf die Rolle des Zählens für die Methode. Man muss, wie gesagt, dieser Betonung wegen nicht darauf verfallen, den Dialog nach »zahlenmythischen« Darlegungen zu durchforsten, da die Intension und das Gewicht bereits in der Beschreibung des nächsten Schritts der Methode klar wird. Diese lautet:

Wenn wir sie [die eine Form] nun ergriffen haben, dann müßten wir nächst der einen schauen, ob es etwa zwei gibt, wo aber nicht ob drei oder irgend eine andere Zahl ...

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 273, Phb. 16d3f]

Man soll die Teile dieser obersten Einheit also der Zahl nach genau bestimmen, sie sozusagen abzählen und in ihrer Gesamtheit »aneinanderreihen«, wie H.-G. Gadamer das Wort ἀριθμός versteht⁹³. Die weitere Anweisung lautet, diese Prozedur für jeden resultierenden Begriff wie in einem redundanten Algorithmus weiterzuführen, bis schließ-

⁹¹Vgl. Pape 1954a, S. 830, Sp. 1 sowie Frede 1997, S. 119, Anm. 12.

⁹²Vgl. beispielsweise Phdr. 165d3 und Soph. 253d5.

⁹³Vgl. Gadamer 1968, S. 97.

lich alle allgemeinen Einheiten die in der anfänglichen Einheit miterfasst waren zu Tage getreten sind. Erst nachdem die letzten Einheiten, welche keine weitere Teilung mehr zulassen, gefunden wurden, kann sinnvoll mit der Ebene der an Ideen teilhabenden Dinge verfahren und zur „Hinsicht des Apeiron“ [Gadamer 1968, S. 96] übergegangen werden. Dass Platon diesen letzten Schritt, von den begrifflichen Einheiten zu den realen Dingen derart »nahtlos« übergehen lässt, scheint zur Annahme zu verleiten, die problematische Trennung der Ideen- von der Dingenwelt, der sog. Chorismos, sei hierin überwunden. Die zahlenmäßige Annäherung an die Unbegrenztheit der Dinge durch die Teilung ins zahlenmäßig bestimmte Viele ist aber nur eine Verfeinerung der Grenzbeziehungen zwischen Idee und Ding, nicht das Überschreiten deren Grenze. Es ist eine übertriebene Lesart des Textes, Platon hier den Glauben zu unterstellen, er hätte das Problem der Teilhabe gelöst, nur weil er es nicht erneut herausstellt. Jene Verfeinerung ist dem Sinn des Verfahrens gemäß schlicht der bloßen Identitätsbeteuerung entgegengesetzt, die in einem Zug von dem einen unreflektierten Begriff zu der Vielzahl seiner Fälle übergeht; darin setzt Platon auch den Kern des Gegensatzes zwischen streitsüchtigem (ἐριστικῶς) und dialektischem Vorgehen in der Diskussion [Phb. 17a3-5].

Die Beschreibung der gesamten Prozedur der Methode umfasst demnach im <Philebos> die Momente der συναγωγή und der διάρσεις als einen einheitlichen Komplex. Das Ziel ist die Ausformulierung eines kompletten Begriffsbaumes, dessen einzelne Äste auch zahlenmäßig erfasst sein müssen. Dieses methodisch erreichte Wissen kann, so die bestimmte Forderung, erst in seiner Abgeschlossenheit für die Anwendung auf konkrete Fälle sinnvoll werden. Diese Anweisung, die konkret fordert, man solle die Idee des Unbegrenzten (ἀπείρου ἰδέαν) erst an die Menge der Einheiten ansetzen, sobald deren gesamte Zahl überblickt wurde [Phb. 16d7-9], erklärt die Gewichtung der Zahl im Dialog. Die Kenntnis der Anzahl der Begriffe bietet in der Anwendung des erworbenen Wissens den mnemonischen Effekt, überprüfen zu können, ob bei der Zuordnung eines Gegenstandes jeder einzelne Begriff bedacht wurde. Der Anspruch auf Vollständigkeit ergibt sich demnach nicht nur aus der Notwendigkeit des Wissens um den einen Begriff, dessentwegen man zu Methode greift; die beiden Beispiele, die dieser Beschreibung folgen, zeigen, dass sich der einzelne Begriff schließlich aus dem gesamten Wissensbereich oder der gesamten Kunstfertigkeit begründet, worin er einzuordnen ist. Es ist noch lang kein

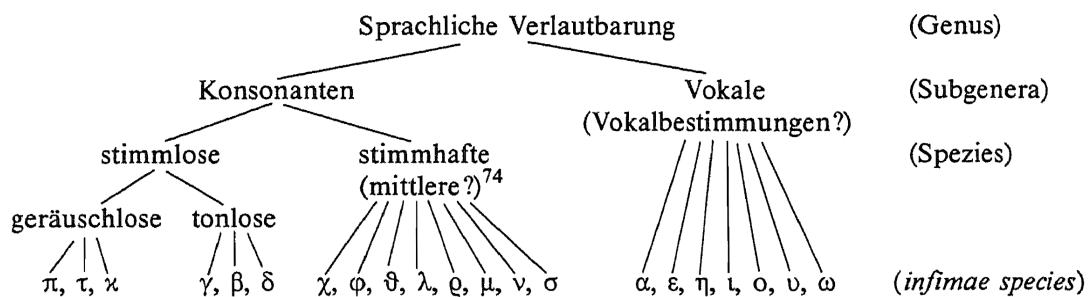
Musiker, wer nur weiß, dass es viele Töne gibt; erst die Bedeutung der Töne in einem System aus Intervallen birgt das Wesen der »Tonkunst«; die Kenntnis der Wirkung ihres Zusammenspiels unterscheidet den Laien vom Musiker [Phb. 17b6-12, c7-9].

Die Forderung, jedesmal den gesamten Begriffsbaum mit allen Seitenästen zu einem gegebenen höchsten Begriff zu erarbeiten, bildet den ersten der beiden grundlegenden Unterschiede zu den Umschreibungen der anderen Dialoge; dort ist Vollständigkeit weder gefordert noch durchgeführt. Die Überblicksfunktion, welche aus einer solchen Vollständigkeit resultiert, ist für das Wissen des Experten einer Domäne aber ein nicht unerhebliches Moment; denn entgegen der wesentlich kürzeren Definition, die nur die Gattung und die Artunterschiede enthält, verlangt der Umfang dieser Beschreibung der Methode das begriffliche Wissen der gesamten Disziplin überblicken zu können. In den beiden Beispielen wird ja nicht nur jeweils ein Laut betrachtet, dessen Definition angegeben wird. Die Sokrates-Figur erklärt, wenn auch nur in groben Zügen, den gesamten Komplex der Schriftzeichen. Wenn auch diese bei weitem aufwendigere Fassung selbst im <Philebos> nicht durchgehalten wird, so ist doch die einhergehende Botschaft deutlich: Um den Satz, die Lust sei das Gute, angemessen untersuchen zu können, muss man nicht nur in der Domäne der Lust bewandert sein, sondern vor allem auch ein Experte in der Sache des Guten.

Die zweite Auffälligkeit des Dialogs hinsichtlich der Einteilungsmethode betrifft die Anzahl der Teilungen je Ebene. Überall sonst, so sieht es zumindest vordergründig aus, ist die *διάρεσις* auf jeweils zwei Unterarten je Gattung beschränkt. Die Dichotomie wird zwar an keiner Stelle explizit gefordert, doch scheint sie der Anwendungen im <Sophistes> und <Politikos> wegen wohl als implizite Vorschrift zu gelten. Hier nun wird aber ausdrücklich darauf hingewiesen, dass sich unter einem Begriff durchaus mehr als nur zwei befinden können. Auf die strukturelle Bedeutung dieser Möglichkeit muss später (Abschnitt 3.3.1, S. 70) noch genauer eingegangen werden. Zunächst allerdings soll sie in ihrer Ausprägung im Buchstabenbeispiel verdeutlicht werden, welches gleich zu Beginn seiner Darlegung eine dritte, jedoch weniger bedeutende Besonderheit mit sich bringt.

Die beispielhafte Einteilung der Einheit des Stimmlauts bis zu den Lauten, die den einzelnen Buchstaben entsprechen, wird, anders als die Beschreibung der Methode sug-

geriert, nicht strikt von oben nach unten durchgeführt. Durch das Erkennen der Einheit des Stimmlauts ist die Zusammenführung der *unendlich* vielen oder zumindest unzählbar vielen Laute der gesprochenen Worte und Sätze wieder der erste Schritt. Trotzdem präsentiert Sokrates das Beispiel als eines für den umgekehrten Weg in der Richtung vom Unendlichen bis zur obersten Einheit [Phb. 18a6-b4]. Die fertige Einteilung und besonders die Zahl der Teilungen je Ebene lässt sich am deutlichsten in einer schematischen Darstellung diskutieren; die folgende Abbildung zeigt die Diagrammdarstellung der Einteilung des Buchstabenbeispiels nach D. Frede:



[Frede 1997, S. 154]

Das Beispiel wirft neben den inhaltlichen Problemen, die durch die Fragezeichen in D. Fredes Baumdiagramm angedeutet sind, auch funktionelle Fragen auf. Zunächst nämlich fällt auf, dass die anfangs angegebene Richtung „von unten nach oben“ keineswegs strikt eingehalten wurde. Die Einteilung wird am oberen Ende beginnend referiert, also bei der ersten Ebene von Unterarten der Gattung, wenn sie auch zuvor von der Erfahrung der Mannigfaltigkeit aller Sprachlaute ausgeht. Für das Ergebnis ist dies aber nebensächlich, solange sich die Hinsicht der Differenzierung nicht verändert. Es bleibt jedoch die Frage, wozu dann eigens auf die umgekehrte Richtung hingewiesen wurde. H.-G. Gadamer reduziert diese Ankündigung auf den Hinweis, dass das Einteilungsverfahren eben „nicht an ein starres dichotomisches Deduzieren gebunden ist“, was sich in dieser Form der „Doppelrichtung“ [Gadamer 1968, S. 99] besonders in der späteren Anwendung der Methode auf Lust und Erkenntnis beobachten ließe.

Im Diagramm sieht es so aus, als träfe die Möglichkeit, in mehr als nur zwei Teile je Ebene zu trennen, nur für die letzte Teilung in Buchstaben zu. Vergleicht man aber das Schema mit dem Text, so ist gleich zu sehen, dass die erste Teilung nicht binär in

Konsonanten und Vokale erfolgt, sondern trinär, wodurch die Bezeichnung τὰ μέσα (die Mittleren) [Phb. 18c5] für die dritte Art der ersten Ebene wieder sinnvoll wird. Aber auch ohne diese Feinheit ist klar, dass von einer Dichotomie hier keine Rede sein kann. Man muss sich bei der Betrachtung und Bewertung des Beispiels vor Augen halten, dass **Platon** nicht die Leistung darstellt, ein gegebenes Buchstabensystem zu erlernen, sondern diejenige, die unreflektierte Vielheit an Sprachlauten in eine einheitliche, funktionale Gliederung zu verdichten. Erst das der Zahl nach vollständige System der Buchstaben als gegliederte Ordnung macht den einzelnen Buchstaben als solchen überhaupt brauchbar. Das ist die Verbindung oder das Band (δεσμός) [Phb. 18c8], welches das so in der Einteilung gewonnene Wissen zur Basis einer stringenten Wissenschaft oder τέχνη macht. Die große Bedeutung dieser Einteilung in Lautgruppen resultiert daraus, dass sie das charakteristische Lautbild einer Sprache wiedergibt. Dies ist zugleich eine Art Kriterium für die Korrektheit der Einteilung, da die Aufteilung der Sprachlaute in Gruppen Gesetzmäßigkeiten für Sprache und Schrift zu erkennen gibt. Die Verbindung der Buchstaben zu Silben erfolgt speziell in der betrachteten Sprache nach gegebenen Vorschriften, welche sich auf Elemente eben dieser Einteilung beziehen. Darunter fallen unter anderem die maximalen Häufigkeiten der Wiederholung gleicher Buchstaben oder Buchstaben der selben Art in unmittelbarer Folge. Eine Einteilung, die beispielsweise nach glucksenden und gurrenden Lauten gliedern würde, wäre aus diesem Grund für die Erwägung sprachlicher Gesetzmäßigkeiten wenig sinnvoll, da sich – zumindest im Deutschen – durch diese Unterscheidung nicht verschiedene Worte bilden lassen.

Auf die Probleme die es mit sich bringt, den Begriff des Lauts (φωνή) als Gattung für die Buchstaben (γράμματα) geltend zumachen, wird hier nicht detailliert eingegangen⁹⁴. Wichtiger ist es, herauszuheben, dass die zweite beispielhafte Einteilung ebenfalls von der Gattung des Lauts ausgeht. Das recht kurze Tonkunst-Beispiel [Phb. 17c1-e4] stellt keine eigentliche Ausführung der Methode dar. Vielmehr ist es in seiner oberflächlichen Erläuterung ein Hinweis darauf, inwiefern das technische Wissen eines Musikers auf der Kenntnis der Strukturen der thematischen Materie beruht. Die einzige tatsächlich erwähnte Gliederung in Hoch-, Tief- und Gleichtönigkeit wird von Sokrates selbst noch sehr geringschätzig bewertet. Es wird offenbar vorausgesetzt, dass das musische System

⁹⁴Eingehend wird dieses Problem hingegen von G. Striker behandelt, vgl. Striker 1970, S. 24ff.

von harmonisierenden Intervallen und Rhythmik eines ist, das für Leser und fiktive Gesprächspartner gleichermaßen bekannt und durchdrungen gilt, da Platon die bloße Erwähnung dieses Wissens für ein angemessenes Beispiel hält. M. Kranz beschließt, dass gerade die rudimentär gegebene Einteilung in drei Glieder als Beweis dafür anzusehen ist, dass die *διάρσεις* nicht zwingend Begriffsbäume liefert, deren Äste durch die Beziehung zwischen Gattung und Art verbunden sind⁹⁵. Platon will ja nicht den gesamten Tonraum in höhere, mittlere und niedere Töne teilen⁹⁶. Alle Verwirrung, die diesem Vortrag in seiner Funktion als Beispiel anhaftet, basiert größtenteils im Verständnis der ersten Einheit: Nimmt man den Laut als einen Ton, wie ihn das Zupfen einer Saite eines musischen Instrumentes ergibt, oder wie ein anhaltend in gleichbleibender Tonlage gesungener Vokal ihn erzeugt, so hat man damit keineswegs die materiell kleinst mögliche Einheit ergriffen. Jeder solche in die Einheit des Tons gefasste Klang besteht seinerseits aus einer Vielzahl einander überlagernder Obertonreihen. Die Deutlichkeit und Gewichtung, in welcher diese Obertöne den Grundton begleiten, ergeben das charakteristische Klangbild eines Instruments; darin unterscheidet sich beispielsweise der Klang einer Violine von dem einer Trompete. Andererseits aber werden die traditionellen Klangsysteme nicht aus jeweils einzelnen Tönen gebildet, sondern ergeben sich erst durch Bestimmung der Verhältnisse von Tonintervallen. Aussagekräftig ist für diesen komplexen Zusammenhang von Einheit und Vielheit in der Musik, dass diese harmonischen Klangsysteme als Tonarten und nicht als Ton-Intervall-Arten bezeichnet werden. Das Wort *ὁμότονον* (das Gleichtönige, Gleichgespannte) [Phb. 17c4] in Platons Dreiteilung kann einerseits als ein Indiz dafür genommen werden, dass Platon hier die drei Möglichkeiten des Fortgangs einer Melodie angeben will; Tonarten ergeben sich nämlich nicht nur im polyphonen Zusammenklang, sondern auch aus der Art des Fortgangs der Melodie. Andererseits könnte mit Gleichtönigkeit auch der Effekt der Verdopplung oder Halbierung der Schwingungslänge bezeichnet sein, also das Intervall, welches man heute

⁹⁵Vgl. Kranz 1986, S. 59.

⁹⁶D. Frede unternimmt den Versuch eine solche Interpretation gangbar zu machen, indem sie die angegebene Dreiteilung auf das antike Model der drei-saitigen Lyra überträgt (vgl. Frede 1997, S. 160). Diese Interpretation des Beispiels trägt den gewichtigen Mangel, dass Platon mit der »Gruppierung« in untere, mittlere und obere Töne ein denkbar ungünstiges Beispiel für die Verdeutlichung seiner Methode gewählt hätte, da dieser Einteilung alles andere als natürliche Arten von Tönen resultieren. Zudem nennt Sokrates die dritte Einheit nicht »mittlere« Töne, sondern das Gleichtönige oder das „Einstimmige“, wie F. Schleiermacher das griechische *ὁμότονον* übersetzt (vgl. Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 275; Phb. 17c4).

Octave nennt. Die Charakteristika einer jeden Tonart wiederholen sich im Abstand dieses Intervalls; Töne mit diesem Abstand tragen den gleichen Namen. Mit keiner der beiden Lesarten jedoch kann man in Platons Erläuterungen einen Anhaltspunkt für die Bildung einer »Begriffspyramide« festmachen, deren erste Ebene diese Dreiteilung wäre.

Der weitere Abriss über die verschiedenen Zusammenhänge in der Musik verheißt hingegen sehr wohl einen pyramidalen Aufbau des Begriffsmaterials der Musiktheorie. Die Sokrates-Figur spricht von einer bestimmten Zahl an Tonintervallen, welcherlei Höhe und Tiefe darin wäre, welche die „Grenztöne der Intervalle“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 275, Anm. 12; Phb. 17d1] seien und welche Verbindungen zu Tonarten es gibt. Diese Zusammenfassung gibt genau die Merkmale der Systematik der klassischen, abendländischen Musik wieder, die für die Einteilung der Tonleitern relevant sind. Die Einteilung in Moll- und Dur-Tonleitern ergibt sich aufgrund der Position der Halbtonschritte, also aufgrund der relativen Höhe oder Tiefe, in welcher ein besonderes Intervall in der Tonleiter positioniert ist. An Sokrates' Aufzählung der formalen Bestimmungen der Tonkunst fällt auf, dass alle Elemente der Methodenbeschreibung darin wiederholt werden: Es ist die Rede von der Einheit des Lauts, einer bestimmten Zahl an Intervallen und von Begrenzung durch Töne. In der späteren Erläuterung des Unbegrenzten ist dessen Charakter als ein »mehr und minder« dargeboten [Phb. 24b11-c3], welches im Musikbeispiel durch das „welcherlei an Höhe und Tiefe“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990e, S. 275; Phb. 17c12-d1] wiedergegeben wird. So ergibt sich, dass dieses Beispiel weniger als eine Illustration der Einheiten im Ergebnis einer *διάρρησις* gedacht ist, sondern als Interpretation ihrer funktionalen Bestandteile (Einheit, bemessene Vielheit, Grenze und Unbegrenztheit), auf die korrelierenden Punkte in der Musiktheorie.

3.2.2 Phaidros

Weniger ausführlich, dafür eindeutiger dargeboten findet man die dialektische Methode im Dialog <Phaidros>. Diese Einschätzung begründet H.-G. Gadamer damit, dass die *διάρρησις* hier weniger in exklusiv gewählten Beispielen verdeutlicht wird, sondern erst

als Methode auftritt, nachdem sie bereits angewendet wurde⁹⁷. Der Dialog ist vor allem für die in ihm enthaltenen Ausführungen zur »Schriftkritik« Platons und dem Ergebnis der Analyse des Eros, nämlich der zum geflügelten Wort gewachsen »platonischen Liebe« bekannt. Der Sokrates des Dialogs trifft auf Phaidros, der auch in den Dialogen <Symposion> und <Protagoras> begegnet. Dieser liest ihm einen Monolog des Lysias, eines bekannten Redners, vor, dessen Inhalt zu Folge, die Zuneigung eines Nichtverliebten (μὴ ἐρῶντι) [Phdr. 227c7] der des Liebenden vorzuziehen sei. Dadurch sind die vordringlichen Themen des Dialogs bereits angegeben: Liebe und Rhetorik. Nachdem Sokrates sich in ungewohnter Manier selbst in einer Rede versuchen musste, verwirft er die Gedanken dieser ersten Rede sogleich wieder und krei det sich selbst an, den Fehler begangen zu haben, einem Vorurteil anheim gefallen zu sein. Denn auch er befand die Liebe zunächst als eine Art des vernunftlosen Begehrens, der angeborenen Affinität zum Angenehmen, der die „erworbene Gesinnung, die nach dem Besten strebt“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990d, S. 39; Phdr. 237d9f], entgegensteht. Eine Vorrangstellung des angeborenen Triebes bezeichnet er dort als Frevel (ὑβρις) [Phdr. 238a2], und folgert somit zunächst auch für die Liebe allerlei Schlechtes. Jedoch vom Zweifel ergriffen, ihm sei eine blasphemische Äußerung unterlaufen, formuliert er in einem zweiten Monolog eine Einteilung des Wahnsinns (μανία) nach dessen Ursache: durch menschliche Unzulänglichkeit oder durch göttliche Einflussnahme. Den göttlichen Wahnsinn unterteilt er wieder in vier Arten; deren Vierte wird als die Manie beschrieben, die ein Liebender beim Anblick eines schönen Dinges (i.S.v. teilhabendem Individuum) durch die Wiedererinnerung an die Idee des Schönen erfährt [Phdr. 249d-e], wodurch er das Ansehen des Eros in seiner Rede wieder hergestellt wähnt. Die Berufung auf die ἀνάμνησις-Lehre im <Phaidros> wird in großem Umfang in mythischer Einbettung vor- bzw. nachbereitet [Phdr. 245b-257b]. Eine Andeutung an das Problem der Einheit und Vielheit findet sich im Zentrum dieser Erläuterungen:

[D]er Mensch muß nach Gattungen [κατ' εἶδος] Ausgedrücktes begreifen,
welches als eins hervorgeht aus vielen durch den Verstand [λογισμῶ]
zusammengefaßten Wahrnehmungen.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990d, S. 85; Phdr. 249b8-c1]

⁹⁷Vgl. Gadamer 1968, S. 66f.

Nach diesem ersten Teil, der mit einer Art Gebet an den Eros endet, schließt der zweite Teil des Dialogs an, dessen zentrales Thema die Kunstmäßigkeit der Rhetorik ist. Dem Schreiben von Reden wird zunächst der Wunsch unterstellt, nur ein verzerrtes Bild des thematisierten Gegenstandes darbieten zu wollen⁹⁸. Täuschung aber, so fasst H.-G. Gadamer das Argument für die Notwendigkeit technischen Vorgehens in der Rhetorik zusammen, „gelingt nur, wenn man etwas was der Sache ähnlich sieht, für sie ausgibt. Um täuschen zu können, muß man also die Sache selbst in dem, was sie wahrhaft ist, wissen, um so stets das, was ihr am ähnlichsten sieht, für sie selbst auszugeben“ [Gadamer 1968, S. 67f].

Eine Zusammenfassung dessen, was das geforderte technische Können eines Redners ausmacht, befindet sich am Ende des <Phaidros> [Phdr. 277b5-8]. Sie enthält insbesondere die Anforderungen:

1. die wahre Form des Gegenstandes der Rede zu kennen,
2. ihn an sich (κατ' αὐτό) bestimmen und
3. in seine Unterarten (εἴδη) bis zum Unteilbaren (ἄτμητος) zerteilen (τέμνειν) zu können.

Die »Form« zu kennen und den Gegenstand »an sich« bestimmen zu können, bedeutet nichts anderes, als zu wissen, was der Begriff ist, der hinter ihm steht. Die schon aus dem <Gorgias> bekannte Anforderung, der Redner brauche, um sachkundig sprechen zu können, Einsicht in den thematischen Gegenstand⁹⁹, wird hier ausdrücklich um die Bestandteile der Einteilungsmethode ergänzt. Diese wurden zuvor als Kunstfertigkeit (τέχνη) des Dialektikers expliziert [Phdr. 265d1]. Sie bestehen einerseits aus der Fähigkeit, „[d]as überall Zerstreute anschauend zusammenzufassen in eine Gestalt [μίαν ἰδέαν]“, und andererseits daraus, „es wieder nach Begriffen [εἴδη] zerteilen zu können“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990d, S. 144f; Phdr. 265d3-4, e1-2]. Das besondere der kompakten Explikation des <Phaidros> ist die Charakterisierung der Teilung; sie soll

⁹⁸Da der Dialog für ein neue Art der sachgemäßen, technischen Redekunst argumentiert, kann die Unterstellung an der Stelle Phdr. 261c10-262c4, das Ziel der Rhetorik wäre, die Täuschung über einen Gegenstand zu erreichen, als verwirrend oder gar widersprüchlich empfunden werden. E. Heitsch sieht diese anfängliche Position aber als tradiertes Bild einer »bisherigen« Rhetorik, wie es auch schon aus dem <Gorgias> bekannt ist, wo die Rhetorik nicht als τέχνη im engeren Sinn gelten darf. Vgl. Heitsch 1997, S. 132.

⁹⁹Vgl. Gorg. 462b-466a.

nämlich nicht willkürlich geschehen, sondern gemäß natürlicher Grenzen erfolgen. Diese natürliche Gliederung beschreibt **Platon** durch das Beispiel der anatomischen Glieder von Schlachtgut. Der schlechte Koch zerbricht beim Zerteilen des Fleisches die Knochen an einer beliebigen Stelle, der gute jedoch trennt an den Gelenken¹⁰⁰.

Der dieser Passage zwischengeschobene Vergleich des grundsätzlich symmetrischen Aufbaus der Körper von Lebewesen mit der begrifflichen Symmetrie des dichotomischen Gegensatzes in der Einteilung, die **Platon** in einem Wortspiel von der linken¹⁰¹ und der rechten Liebe sprechen lässt [Phdr. 266a], ist eine Analogie, die auf der Homonymität der Organ- und Gliederpaare aufbaut. Als Analogon führt dieses Bild aber vom Wesen der Einteilung eher ab, und soll deshalb hier außer acht gelassen werden.

Die beiden gewinnträchtigen Anhaltspunkte des Dialogs sind demnach die Begründung für den Nutzen des Einteilungsverfahrens für das technische Wissen sowie die Möglichkeit bzw. Notwendigkeit von natürlichen Arten zu sprechen. Inwiefern aber liefert die Einteilungsmethode das nötige technische Wissen, das der Redner für sein Vorhaben der Überredung benötigt? Um das Wesen eines Begriffs genau bestimmen zu können, muss klar sein, was unter diesen Begriff noch fällt und was nicht mehr. Diese Differenz erfüllt ihre Wirkung zwar auf Ebene der Exemplare, muss aber als Abgrenzung im Allgemeinen festzumachen sein. Die Exemplare eines Begriffs ähneln einander, wie sie grundsätzlich auch anderen Dingen ähneln, die bereits nicht mehr unter den bestimmten Begriff fallen. Eine Grenze zu ziehen heißt, damit zwischen Stufen der Ähnlichkeit zu unterscheiden. Dies verhält sich um so komplexer, je ähnlicher sich die Begriffe sind. Die Handlung des Einkaufens in einem Supermarkt unterscheidet sich vom Ladendiebstahl nur durch das Bezahlen des etikettierten Preises. Die Rechtslage wird zunehmend komplexer, je mehr sich die beiden Begebenheiten anpassen, z.B. wenn das Preisetikett vertauscht wurde, oder der Dieb im Laden aus Versehen Geld verliert. Die Frage des Urteils lautet für den Richter, unter welchem Handlungs-Begriff diese Fälle zu fassen sind. Ein tauglicher Redner muss nach **Platon** als Anwalt bewirken können, „daß die selbe Sache denselben

¹⁰⁰Vgl. Phdr. 265e1-266b1.

¹⁰¹Im griechischen ist *σχαίος* sowohl als Richtungsangabe (links) der Gegenpart zu rechts (*δεξιός*), sowie auch als Ausdruck negativer Konnotation (linkisch) zu verstehen, was wahrscheinlich auf den Aberglauben zurückführbar ist, von links kommende Vögel brächten Unglück mit sich. Vgl. Pape 1954b, S. 887f.

Menschen jetzt als recht erschiene und, wenn er will, auch wieder als unrecht“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990d, S. 129; Phdr. 261c10-d2]. Die Notwendigkeit juristischen Expertenwissens liegt im Beispiel klar auf der Hand. Aus dieser Sachlage ist eine besonders feingliedrige Unterscheidung, welche die spezifische Differenz zwischen den beiden Handlungen aufzeigt, leicht einzusehen. Diese Voraussetzung für ein kunstmäßiges Vorgehen exemplifiziert Platon im *Phaidros* gerade auch an der Liebe. Die Struktur des Fehlers in Lysias' Rede ist bestimmt von der Täuschung durch Ähnlichkeiten. Sie ist ein Begehren, das oft sehr unvernünftig verfolgt wird. Den anderen unvernünftigen Trieben ähnlich, werden der Liebe in Lysias' Rede alle Eigenschaften der anderen beigelegt. Dieser Blickwinkel lässt außer acht, dass es verschiedene Arten unvernünftigen Begehrens geben kann, die sich, gerade weil sie unterschiedliche Arten sind, in ihren Eigenschaften unterscheiden müssen. So verwechselt die Hinsicht in Lysias' und Sokrates' erster Rede alle schlechten, unvernünftigen Begierden mit deren Oberbegriff, dem bloß unvernünftigen Begehren und schreibt der Gattung Eigenschaften der Art zu. Im nächsten Schritt werden – dem Prinzip nach korrekt, aber von falschen Voraussetzungen ausgehend – einer anderen Art, da sie Unterbegriff der eben mit falschen Attributen versehenen Gattung ist, diese ebenfalls zugeschrieben, da sie als Art an den Bestimmungen der Gattung teilhat.

Dieser Hinweis auf »organische« Struktur der Begriffswelt bedeutet hinsichtlich der Methode zweierlei: Zum einen wird offensichtlich, dass Platon die Existenz natürlicher Arten annimmt; dies ist eine Voraussetzung, die über die Annahme der Existenz transzendentaler Formen hinausgeht, da damit auch die Verbindungen zwischen Ideen und nicht nur diese selbst als ein gegebener Fakt und nicht als Konvention angesehen wird. Der Charakterzug der Idee, als Formursache der Wirklichkeit zu fungieren¹⁰², erhält durch diese Annahme zusätzliches Gewicht, da sich streng genommen nur mit dieser Voraussetzung die Möglichkeit der organischen Verfassung der Wirklichkeit erklären lässt. Zum Zweiten betrifft diese Annahme die Frage nach einem sinnvollen Wahrheitskriterium für die Einteilung. Vorausgesetzt es gibt natürliche Arten, dann ist in der Folge nur derjenige Begriffsbaum sinnvoll, welcher in jeder Verzweigung einen »natürlichen« Begriff bereithält. Der Verweis auf die Existenz natürlicher Arten findet sich im

¹⁰²Vgl. oben Abschnitt 2.3 (S. 16).

⟨Phaidros⟩ als Forderung formuliert: Man soll bei der Einteilung so verfahren, dass man zu diesen und nicht zu willkürlichen Teilungen gelangt. Da diese Thematik im ⟨Politikos⟩ noch ausführlicher angesprochen wird, soll die ausführlichere Auseinandersetzung bei dessen Betrachtung erfolgen¹⁰³.

Auf eine Besonderheit des Dialogs stößt man bei dessen Interpretation der »ganzheitlichen Medizin«, welche die Figur des Sokrates mit Bezugnahme auf die Autorität des Hippokrates in die Analyse einbezieht [Phdr. 270cff]. Dessen Unterscheidung von endo- und exogenen Krankheitsursachen¹⁰⁴, wird in der Forderung verallgemeinert, eben darauf zu achten, ob die Natur (φύσεως) einer Sache *eines* ist, oder ob sich daraus verschiedene Arten gewinnen ließen. Hierbei handelt es sich schlicht um eine Wiederholung der Aufgabe der διαίρεσις. Allerdings wird dazu ergänzt, dass gefundene Arten auf deren Wirkungsbeziehungen hin untersucht werden müssen; so sind im Beispiel für die Seele folgende Fragen zu klären:

[Z]uerst [...] ob die Seele eins ist und sich überall ähnlich oder auch nach der Gestalt des Leibes vielartig. [...] Zum anderen, worauf sie ihrer Natur nach was bewirkt und wovon sie was für Wirkungen erfährt.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990d, S. 163; Phdr. 271a5-11]

Der zweite Teil dieser Forderung, die operationalen Zusammenhänge einer Sache explizit zu erfassen, wird nicht als Teil des Einteilungsverfahrens bestimmt, sondern dort als Notwendigkeit charakterisiert, wo es darum geht, das Wesen der Natur einer Sache akribisch aufzuzeigen¹⁰⁵. Diese operationalen Verbindungen sind nicht aus der Gattungs-Art-Beziehung einer begrifflichen Ordnung zu erschließen; sie müssen als eine andere Art Beziehung unter Begriffen gefasst werden. Die funktionale Relation zwischen Artefakt und der Handlung, für die es hergestellt wurde, ist zwar nur ein Spezialfall dieser Beziehung passiver und aktiver Einwirkung; jedoch lässt sich an ihr der Bezug zur Einteilung am eingängigsten verdeutlichen. Überall, wo es um die Unterscheidung von Werkzeugen geht, bildet diese Relation der beabsichtigten Wirkung die spezifische Differenz. Die Funktion des Werkzeugs oder jedes anderen artifiziellen Gebrauchsgegen-

¹⁰³Vgl. unten Abschnitt 3.2.4, S. 57.

¹⁰⁴Vgl. Heitsch 1997, S. 170.

¹⁰⁵τῆν οὐσίαν δεῖξει ἀκριβῶς τῆς φύσεως [Phdr. 270e3f].

standes unterscheidet ihn der Art nach von anderen. Der Hammer ist für das Setzen von Nägeln, der Schraubendreher für das der Schrauben. Der Stuhl ist das Möbel, welches für das Sitzen erdacht wurde, der Tisch dasjenige für die Gebrauchsgegenstände. Auch für die Analyse der »Vielgestaltigkeit« der Seele empfiehlt Platon nach den Relata des Wirkzusammenhanges zu unterscheiden [Phdr. 270d3-8]. Auch wenn diese Differenzierungsmöglichkeit explizit weder auf die natürliche Gliederung der Wirklichkeit, noch auf die Notwendigkeit eines Wahrheitskriteriums der Einteilungen bezogen wird, so bietet sie doch einen diskutablen Kandidaten für diese Rollen.

3.2.3 Sophistes

Die Dialoge <Theaitetos>, <Sophistes> und <Politikos> bilden – inhaltlich in dieser Chronologie – aufgrund der jeweiligen Rahmenhandlung eine dramaturgische Einheit. Der <Theaitetos> fällt aber, obwohl das Gespräch der beiden anderen Dialoge dort ausdrücklich angekündigt wird¹⁰⁶, aus mehreren Gründen aus dieser Gemeinschaft heraus. Zum einen ist sein Gespräch im Gegensatz zu den anderen nacherzählt; zudem sind <Sophistes> und <Politikos> geradezu durchsetzt mit Anwendungen der Einteilungsmethode und bilden ihrer gemeinsamen Ausgangsfrage wegen auch eine engere thematische Einheit. Die Äußerungen zu Beginn des <Politikos> suggerieren die Möglichkeit, Platon hätte noch eine zusätzliche Abhandlung über *den Philosophen* ergänzen wollen, obwohl zumindest seine Aufgabe eigentlich und »scheinbar zufällig« bereits im <Sophistes> bestimmt wurde¹⁰⁷. Gesprächsführer sowohl im <Sophistes> als auch im <Politikos> ist, obwohl Sokrates in der Fiktion physisch anwesend und thematisch bestimmend bleibt, ein Fremder aus Elea. Die Herkunft des Besuchers erinnert an die mit seinem Heimatort verbundene Denkrichtung der sog. Eleatischen Schule¹⁰⁸, deren Sichtweise auf das Sein einen zentralen Ausgangspunkt im <Sophistes> darstellt, die verschiedenen Positionen

¹⁰⁶Der <Theaitetos> endet mit den Worten: »Morgen, Theodoros, wollen wir uns aber wieder hier treffen« [Th. 210d3f].

¹⁰⁷Vgl. Plt. 257a3-5 und Soph. 253c7-9. Zu Spekulationen über Inhalt und Dramaturgie eines »Philosophos«-Dialogs vgl. Kranz 1986, S. 52; sowie S. 130f, Anm. 77 u. 78. Eine vollständige Bestimmung des Philosophen wird im <Sophistes> tatsächlich in Aussicht gestellt: „Diesen nun [den Philosophen] werden wir hernach wohl noch genauer betrachten, wenn wir noch Lust haben“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990f, S. 351; Soph. 254b3f].

¹⁰⁸Platon lässt den Fremden vom »eleatischen Volk« (Ἐλεατικὸν ἔθνος) [Soph. 242d5] sprechen und Xenophanes, der auch heute noch als historischer Begründer der Schule gilt, als Autorität nennen.

der γιγαντομαχία (des Riesenkampfes) zwischen Befürwortern und Gegnern einer eng gefassten Ideenlehre aufzustellen [Soph. 246a]. Dies muss nicht zuletzt deswegen geschehen, um die Verhältnisse von Platons eigenem Ideenkonzept auszureifen. Mit dieser Feststellung gerät man in die vermeintlich vorherrschende Notwendigkeit, eine Festlegung in der Interpretationslinie zu treffen bezüglich der ursprünglichen Intension des Dialogs. Wie M. Heidegger in seinem Sophistes-Kommentar zu verstehen gibt, führt die gängige, äußerliche Gliederung in

1. eine Einleitung [Soph. 216a-218b], die durch den dramaturgischen Rahmen auf die namensgebende Frage nach dem Sophisten hinführt,
2. eine „Schale“, die aus dem Methodenbeispiel des »Angelfischers« [Soph. 219a4-221c4], den sechs vorläufigen [Soph. 221c5-231c9] und der endgültigen („bodenständigen“) [Soph. 232b-236c u. 264cf] Definition des Sophisten besteht sowie
3. der eigentlichen, philosophisch zentralen Frage nach dem Sein des Nichtseienden, zu einer interpretatorischen »Fahrrille«, die den Blick von einer sachbezogenen Einheit des Dialogs eher ableitet¹⁰⁹. Weitaus drastischer charakterisiert M. Kranz die gängige Gewichtung, die ihrer Meinung nach in den Kommentaren vorherrscht:

Studien zum 'Sophistes', in denen ja die Dihairetik vornehmlich untersucht werden müsste, gehen nach höflicher Erwähnung und gleichbleibend vager Würdigung lieber zu den "highlights" der metaphysikschwangeren Stellen vom Sein und Nichts über.

[Kranz 1986, S. 131]

Dementsprechend bezeichnet sie diese Stellen auch nicht als Kern, sondern als „Exkurse“. Da es für die vorliegende Arbeit keine Rolle spielt, die eigentliche Intension des Dialogs herauszuarbeiten, um diese mit dem ihr zustehenden Gewicht zu versehen, wird nun vor allem versucht, eine sachgegebene Verbindung zwischen der Einteilungsmethode und der Reflexion des Begriffs vom Nichtsein zu gewinnen.

Die Definitionen des Sophisten werden durch die Anwendung des Einteilungsverfahrens gewonnen. Es sind, bis auf die Teilung der hervorbringenden Kunst [Soph. 266a4-6], die

¹⁰⁹Vgl. Heidegger 1992, S. 232f.

in vier Teile gegliedert wird¹¹⁰, durchgängig Dichotomien. Platon verwendet hier keinen exklusiven Ausdruck für die Definitionen; die Zusammenfassungen der Einteilungen werden jedoch in der Sekundärliteratur weitläufig so bezeichnet, da sie im Grunde der aristotelischen Definition entsprechen, abgesehen jedoch von der Frage, ob jedes Mal tatsächlich die spezifische Differenz angegeben wurde. Ausgehend von der Gattung Kunst aber wird für jede Ebene der Teilung ein Differenzierungsgrund angegeben.

Im ersten Ansatz, die siebte und schließlich endgültige Definition des Sophisten zu liefern, wird dessen bestimmendes Potential abgesteckt als das Vermögen, in jedem Streitgespräch zu »überzeugen«, selbst wenn er der Sache des Gesprächs nicht wahrhaft kundig ist. Deshalb ist sein Geschäft das Herstellen eines Trugbildes (*φάντασμα*) [Soph. 236b7] der Wirklichkeit in seiner Rede, also das Aussagen des Nichtseienden¹¹¹. Die Möglichkeit, in der Rede Falsches auszusagen, mag außerhalb des philosophischen Kontextes als Selbstverständlichkeit erscheinen, allerdings ist es gerade vor dem Hintergrund des eleatischen Seins-Konzeptes von *παρὸς* Parmenides [Soph. 241d5] für Platon ein wesentliches Problem. Wenn das Nichtseiende auch nicht ausgesagt werden kann [Soph. 237b7f], dann ist in der Umkehrung alles Ausgesagte *per se*, sei es auch noch so unzutreffend, Seiendes und dadurch wiederum wahr. Durch diesen gedanklichen Sachverhalt wird die Notwendigkeit klar, die rigide Trennung von Sein und Nichtsein für die Definition des Sophisten zu überdenken.

Platon hebt dieses starre Seins-Konzept auf, indem er zwei begriffliche Seiten am Sein aufzeigt. Die eine besteht in dessen Identität mit seiner Einheit als Idee. Die andere in der Unterschiedenheit von anderen Ideen, um diese Einheit selbst erst wahren zu können. Sein ist in dieser Zusammenstellung gedacht als etwas in gewisser Hinsicht auch Nichtseiendes, so wie auch Nichtseinendes irgendwie sein muss, wenn es beispielsweise in Form einer Täuschung vorliegt. Dementsprechend lässt Platon den Besucher aus Elea diesen Zusammenhang von „Schale“ und „Kern“ des Dialogs so ausdrücken:

¹¹⁰Man kann die Stelle mit sanfter Gewalt auch als doppelte Dichotomie lesen (vgl. z.B. Lukas 1888, S. 216). Die Art der Teilung unterscheidet sich der Gleichrangigkeit beider Einteilungsgründe wegen aber von allen anderen mit gutem Grund aufeinanderfolgenden binären Gliederungen.

¹¹¹Zur Gleichsetzung des Scheinbaren mit dem Nichtseienden vgl. Soph. 240b7f.

Und du siehst nun doch, wie durch diese wechselseitige Verflechtung der vielköpfige Sophist uns auch jetzt genötigt hat, dem Nichtseienden wider Willen zuzugestehen, daß es irgendwie sei.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990f, S. 303; Soph. 240c3-5]

Um diesen Gedanken zu vollführen, wird das Ziel angestrebt, die Möglichkeit der Verflechtung der Begriffe (συμπλοκή τῶν εἰδῶν), die später als Grundvoraussetzung des λόγος im Allgemeinen gesetzt wird [Soph. 259e4-6], an den μέγιστα γένη (größten »Gattungen«¹¹²/wichtigsten Begriffe) auszuarbeiten. Das Denken dieser wechselseitigen Verbindungen ist notwendig, da anderenfalls weder eine Aussage über diese Begriffe getroffen werden könnte [Soph. 251b], noch sonst irgend ein Wissen zustande käme. J. Stenzel sieht in dieser συμπλοκή εἰδῶν, in der Platon nun endlich die Definition gewinnt, den genauen Gegensatz zur συμπλοκή ὀνομάτων (Verflechtung der Namen) des <Theaitetos>. Das ἄτομον εἶδος, die nicht weiter einteilbare, letzte Einheit einer Verzweigung, sei „Träger sovieler Prädikate[,] wie in ihm zusammengeknüpft sind“ [Stenzel 1961, S. 61], und von daher Einheit und Vielheit zugleich.

Das Ergebnis der Verflechtung der »wichtigsten Begriffe« ist ein neues Verständnis vom Nichtsein, das im Wesentlichen auf eine Spezifizierung des Verständnisses vom Sein beruht. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass Platon im <Sophistes> einen Begriff vom Nichtsein (μὴ ὄν) gewinnt, dessen Bedeutung der vom Sein nicht im vollen Sinn entgegengesetzt ist¹¹³. Nichtsein steht nicht im Gegensatz zu Sein im Sinn von Existenz (Wirklich-sein), sondern bedeutet, dass ein bestimmtes Sein (So-sein) nicht vorhanden ist. Dem Nichtseienden fehlt demnach, was die Möglichkeit einer Aussage darüber durchaus ausschliesse, nicht jede Beschaffenheit, sondern eben nur eine oder wenige bestimmte

¹¹²Der Möglichkeit, die μέγιστα γένη oder auch Aristoteles' zehn Kategorien als »höchste Gattungen« (im Sinn der Spitze einer »ganzheitlichen« Begriffspyramide) zu sehen, wird in dieser Arbeit nicht detailliert nachgegangen; es soll jedoch kurz auf diesen Gedankengang hingewiesen werden: Bereits Plotin kann diesbezüglich auf verschiedene Lehren rekurrieren: „[A]ber auch in diesen Klassen [γένη] gibt es einen Unterschied, die einen sehen in ihnen die Prinzipien des Seins, andere die seienden Dinge selber, die in diese bestimmte Anzahl von Klassen zerfallen. An erster Stelle müssen wir folglich die Lehre vornehmen, welche die seienden Dinge in zehn Klassen zerfallen lässt“ [Plotin ü.v. Harder 1967, S. 97; VI 1, 12-16]. Eine Interpretation in diese Richtung legt aber weder Platons <Sophistes> noch Aristoteles' <Kategorienschrift> zwingend nahe. So stellt auch L. Jansen sachlich fest: „Von einer Einteilung von Begriffen durch die K[ategorie]n ist bei Ar. nicht die Rede“ [Jansen 2005, S. 301]; vgl. auch Baumgartner u.a. 1976, Sp. 715, 718f. Hinsichtlich des <Sophistes> könnte man diese Interpretationslinie daran festmachen, ob Platon die διαίρεσις tatsächlich als Mittel ansah, die μέγιστα γένη als Gattungen einzuteilen, oder eben nur die Arten der συμπλοκή τῶν εἰδῶν festzustellen.

¹¹³Vgl. oben Abschnitt 2.2 (S. 15).

Beschaffenheiten; dadurch wird das $\mu\lambda\delta\upsilon\nu$ zu einem »bloß« Verschiedenen ($\xi\tau\epsilon\rho\nu$) [Soph. 257b4], das **Platon** schließlich als Andersheit ($\theta\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\nu$) zu den $\mu\acute{\epsilon}\gamma\iota\sigma\tau\alpha$ $\gamma\epsilon\nu\eta$ zählt [Soph. 256d12-e2]. Nebenbei gesagt, wird dadurch die Verwendung des deutschen »Nichts«, das beispielsweise M. Kranz an oben zitierter Stelle einsetzt, problematisch, da mit diesem Wort tendenziell eher der Gegensatz zu Existierendem zum Ausdruck kommt.

Welche Aussagekraft diese Passage hinsichtlich der Einteilungsmethode hat, wird sich nun im Folgenden zeigen. Wieder erwähnt **Platon** die Notwendigkeit einer $\tau\acute{\epsilon}\chi\nu\eta$, deren Potential erst zu dem Wissen führt, wie sich die jeweiligen Begriffe zueinander verhalten. Als Beispiele für dieses Wissen, das in der Differenzierung der Verbindung der Begriffe liegt, erwähnt **Platon** auch hier Schriftkunde und Musiktheorie, allerdings noch knapper als im \langle Philebos \rangle . Die Arten der Verbindung werden durch folgende Fragen charakterisiert¹¹⁴:

- Welche Begriffe stimmen mit welchen zusammen [$\sigma\upsilon\mu\phi\omega\nu\epsilon\acute{\iota}$]?
- Welche können sich nicht umfassen/aufnehmen?
- Gibt es Begriffe, welche die Vermischung anderer bewirken?
- Gibt es Begriffe, die die Ursache der Trennung anderer Begriffe sind?

Die für die Klärung dieser Fragen zuständige $\acute{\epsilon}\pi\iota\sigma\tau\acute{\eta}\mu\eta$ wird als Dialektik bezeichnet und als das Geschäft der Philosophen bestimmt [Soph. 253d2f, e4f]. Die nachfolgende positive Formulierung der selben oder ähnlicher Punkte wird gemeinhin als eine weitere Umschreibung der $\delta\iota\acute{\alpha}\rho\epsilon\sigma\iota\varsigma$ -Methode aufgefasst, vor allem weil sie mit der Bezeichnung $\tau\acute{o}$ $\kappa\alpha\tau\acute{\alpha}$ $\gamma\acute{\epsilon}\nu\eta$ $\delta\iota\alpha\rho\epsilon\acute{\iota}\sigma\theta\alpha\iota$ [Soph. 253d1] eingeleitet wird. Es gilt allerdings zu bedenken, dass die Begriffe, um die es gerade geht – also Sein, Ruhe, Bewegung/Veränderung ($\kappa\acute{\iota}\nu\eta\sigma\iota\varsigma$), Identität und Andersheit ($\theta\acute{\alpha}\tau\epsilon\rho\nu$) –, nicht im engeren Sinne, keinesfalls aber im selben Sinn wie der Sophist, einer Einteilung unterzogen werden. Damit sei nicht gesagt, dass **Platon** selbst eine stringente Unterscheidung verschiedener Begriffskategorien vorlegt. D. Frede sieht gerade „[e]ine grundsätzliche Schwierigkeit [...] darin, daß **Platon** – scheinbar unbekümmert – sowohl *formale* Begriffe wie Einheit, Vielheit, Selbigkeit oder Verschiedenheit etc. als auch *generelle* oder *Klassen*-Begriffe wie Mensch, Schön, Gut in die Diskussion [für das Einteilungsverfahren] einbezieht“ [Frede 1997, S. 120].

¹¹⁴Vgl. Soph. 253b9-c3.

Es ist schwer möglich oder zumindest mit völlig andersartigen Kriterien verbunden, eine Einteilung beispielsweise vom Sein oder der Einheit als oberster Gattung ausgehend vorzunehmen. Wie sind verschiedene Arten des Seins denkbar? Was würde sie unterscheiden? Wenn Platon in Gestalt des Fremden aus Elea hier als Lösung für die Frage nach dem *wie* der συμπλοκῆ zweier Begriffe die Einteilungsmethode vorlegt, muss geklärt werden, welche Folgen sich daraus für das Verfahren ergeben.

Die Stelle, um die es dabei geht, beschränkt sich auf den Absatz: Soph. 253d1-e2. Wahrscheinlich wird sie so kontrovers kommentiert, gerade weil sie so knapp ist¹¹⁵. Schon die Gliederung der Sätze wechselt zwischen zwei und vier Punkten. M. Kranz findet zwei vorherrschende Interpretationslinien:

[D]ie einen sehen vier gleichgeordnete Möglichkeiten der Koinonia [Gemeinschaft] und versuchen sie auf die megistagene zu verteilen (SCHLEIERMACHER u.a.), die anderen möchten das dialektische Vorgehen von Diairesis und Synagogé wiederfinden, und verzeichnen in den Gliedern die Schritte eines Prozesses, der mit dem 4. Glied, der Definition, sein Ziel erreicht haben soll (PEIPERS, STENZEL, CORNFORD, SAYRE).

[Kranz 1986, S. 136, Anm. 87]

Bei einer Gliederung in vier Teile lautet die Passage Soph. 253d4-e2 in interpretierender Übertragung:

Wer weiß, wie man richtig nach Gattungen einteilt, der weiß auch, dass

1. sich eine Idee (μία ἰδέα) durch viele voneinander abgetrennte Ideen hindurchzieht,
2. viele unterschiedliche Ideen von einer äußerlich umfasst werden,
3. eine Idee durch *viele Ganze hindurch* in Eines zusammengeht,
4. sie hingegen von anderen in besonderem Maß abgesondert auftritt.

Dieses Wissen bedeutet, der Art (hier wieder: γένος) nach unterscheiden zu können, wo sie in Gemeinschaft treten (κοινωνέω) und wo nicht.

Nach genauer Betrachtung der Stelle steht fest, dass sie keine erneute Vorgangsbeschreibung darstellt, auch nicht indirekt, indem die vier Glieder einen stufenweisen Ablauf

¹¹⁵Vgl. neben der noch folgenden Doxographie von M. Kranz auch die bei Stenzel 1961, S. 62, Anm. 1.

des Einteilungsverfahrens vorlegen. M. Kranz meint aus dieser Gliederung bereits die im letzten Satz erwähnten Arten der Begriffsgemeinschaft extrahieren zu können: den Begriff selbst sowie Klasse und Gattung. Leider ist das Ergebnis dieses Ansatzes zum einen schwer nachzuvollziehen und birgt zum anderen in seiner Terminologie keinen engeren Zusammenhang mit der umfassenden Thematik¹¹⁶. Wenn man Platon jedoch wörtlich nehmen darf, und es ihm demnach um das Aufzeigen verschiedener Arten der Gemeinschaft zwischen Ideen geht, so findet sich in dieser Passage nichts anderes, als die Aufzählung der Möglichkeiten, die den Begriffen hinsichtlich der gegenseitigen Teilhabe bleiben. Damit ist mit dem ersten Gliederungspunkt eine durchgängige verbreitete Teilhabe an Ideen vom Kaliber der μέγιστα γενή gemeint. Der zweite beschreibt das Verhältnis der Unterordnung der Arten, der dritte das der Überordnung der Gattung. Den vollständigen Ausschluss der gegenseitigen Teilhabe des vierten Punktes kann es nur für Gegensätze und dort auch nur in Hinsicht ihrer Bedeutung geben. Das Schwarze und das Weiße beispielsweise schließen eine gegenseitige Gemeinschaft aus, während sie doch beide an der Gattung »Farbe« teilhaben.

Mit diesem Resultat ist jedoch die Verbindung zwischen der Ausarbeitung der gegenseitigen Gemeinschaft der wichtigsten Begriffe und den sie umgebenden diairetischen Definitionen nicht zur Gänze erschöpft. Die Neuerung des Dialogs ist die Möglichkeit der Teilhabe von Begriffen untereinander. Die Gemeinschaft der Begriffe ist jedoch abhängig von der Bedeutung der Begriffe; in der Umkehrung ist auch deren Bedeutung erst durch die bestimmte Verbindung zu anderen Begriffen ersichtlich. Platon exerziert diesen Zusammenhang, wenn er die Bedeutung vom Nichtsein bestimmt. Damit wird aber auch die Beziehung von der höheren Begriffseinheit zur niederen, die eben als eine der Arten der Verflechtung erfasst wurde, hier erstmals explizit als *Teilhabeverhältnis* bezeichnet¹¹⁷. Dass auch Aristoteles die Beziehung zwischen Gattung und Art μέθεξις

¹¹⁶M. Kranz liebt beispielsweise den zweiten Gliederungspunkt als die Darstellung einer „äußerlichen“, den dritten als die einer „wesensmäßigen“ Verbindung (vgl. Kranz 1986, S. 62f). Selbst wenn diese Lesart sinnvoll nachvollzogen werden könnte, ist es schwerlich denkbar, dass Platon hier in Andeutungen den Begriff der Gattung von dem der Klasse trennen wollte.

¹¹⁷Vgl. z.B. Soph. 255e3-6. Der Satz 256a11-b4 zeigt, dass Platon μέθεξις und κοινωνία hier synonym einsetzt. Der Frage, ob auch er schon wie Aristoteles nur von einer Teilhabe des niederen Begriffs am höheren spricht, wird in dieser Arbeit nicht nachgegangen. Von Verflechtung, Verbindung und Gemeinschaft spricht Platon jedenfalls für beide »Richtungen«.

nennt, wurde bereits angeführt¹¹⁸. Die Verflechtung besteht aber eben nicht nur in dieser Beziehung; denn sowohl am Sein, als auch am Nichtsein hat jeder andere Begriff teil [Soph. 259a4-6], ohne dass man sinnvoll beide als höchste Gattung im Sinn der Spitze einer Begriffspyramide, in welcher wirklich alle Begriffe untergebracht wären, denken könnte. Das Sein als So-sein entspricht dadurch vielmehr der Ursache der Teilhaben an einer Idee. Die Art *ist* die Gattung, weil sie ein Teil von ihr ist und an ihrer Bestimmung der Möglichkeit nach teilhat. Das Nichtsein bedeutet nun nicht das bloße Fehlen dieser Teilhabe-Beziehung, sondern ist durch die Teilhabe des jeweiligen Begriffs am Nichtsein selbst Ursache des Unterschieds in Beziehung auf ein verschiedenes Anderes [Soph. 255d3-7]. Somit wurde auch die letzte der oben (S. 52) aufgelisteten Fragen beantwortet.

Mit J. Stenzels Ausführungen kann man zwischen dem Ergebnis der Neubestimmungen bezüglich der μέγιστα γενή im Dialog im Wesentlichen zwei weitere Berührungspunkte mit der Einteilungsmethode feststellen. Zum einen ist der neue Begriff vom Nichtsein wesentlicher Bestandsgrund für eine ausschließende Einteilung der Arten einer Ebene. Nichtsein und Sein »durchwirken« alle anderen Begriffe, dadurch sind zwei Einheiten einer Ebene der Einteilung Teile des übergeordneten Begriffs, sie bedeuten aber nicht die selbe Beschaffenheit. Da ein Gegenstand nur einer der auf diese Weise aufgestellten Arten zugehören kann, findet J. Stenzel die Urteilskraft in Platons Methode gerade darin, dass anhand einer einmal durchgeführten Einteilung das Sein eines Gegenstandes im Ausschlussverfahren bestimmt werden kann. So schreibt er:

Gerade die auf der ausschließenden Alternative beruhenden Kenntnis dessen, was es nicht ist, gab den Grund her, es als "das" zu erkennen.

[Stenzel 1961, S. 59]

Auch er nennt die Dichotomie, auf die er sich in diesem Zitat bezieht, nur einen „Schulfall“. Der Satz könnte aber ohne Verlust auf eine Mehrzahl ausgeschlossener Alternativen bezogen werden, da der »neue« Begriff vom Nichtsein nicht explizit auf ein gegensätzliches Merkmal gerichtet ist. Überhaupt räumt Platon bei der Gewinnung dieses Begriffs mit der strengen Gegensätzlichkeit im Sinn einer vollkommenen Aufhebung aller

¹¹⁸Vgl. oben Abschnitt 3.1 (S. 32).

spezifischen Beschaffenheit auf. Die Verneinung deute fortan nur noch auf bestimmte Weise Verschiedenes an [Soph. 257b9-c2]. So ist schließlich auch das Nichtsein selbst nicht Gegenteil von Sein, sondern nur Verschiedenes.

Der zweite Berührungspunkt ergibt sich aus der Eingrenzung des Begriffs der Selbigkeit¹¹⁹. Er bedeutet in unmittelbarer Folge der Aufhebung der strengen Gegensätzlichkeit nicht strenge logische Identität. In Top. A 7 erklärt Aristoteles, dass eine der (vorläufig) drei Arten der Identität (ταὐτὸν), die der Gattung, eine weitere die der Art sei. Nur die der Zahl nach (ἀριθμῶς), ist diejenige, durch die mehrere Namen des »zahlenmäßig« selben Gegenstandes in vollständiger Identität zueinander stehen. Es ist nicht leicht möglich, diese Einteilung auf den platonischen Begriff der Identität zu übertragen; allerdings konkretisiert sie den Gedanken Platons in Bezug auf die Vermengung des Begriffs der Identität bei Gegensatzpaaren und unterschiedlichen Arten einer Gattung. Die begriffliche Einheit erhält die Idee durch Teilhabe an der Selbigkeit, zunächst indem die Idee sie selbst ist, und keine andere, dann aber auch indem sie an ihrer übergeordneten Idee teilhat.

Im selben Sinn konzentriert auch M. Kranz diese beiden Berührungspunkte in folgender Zusammenfassung:

[S]o ergibt sich, daß das Einteilen immer der Konturierung und Präzisierung von Selbigkeiten und Andersheiten dient, um in einem Bereich Zusammenhänge und Ordnungsgefüge sichtbar zu machen.

[Kranz 1986, S. 63]

Neben diesen strukturellen Bestimmungen, die den „Kern“ des Dialogs mit seiner „Schale“ bzw. den Exkurs mit den Definitionen verbindet, ist natürlich auch die Erklärungsfunktion bezüglich des Trugbildes zu nennen, die den äußerlichen Anlass für den thematischen Ausflug gab. In diesem Sinne kann man behaupten, ohne Platon dies als Absicht andichten zu müssen, der Exkurs im <Sophistes> leistet sowohl thematisch inhaltliche wie methodisch strukturelle Bestimmungsarbeit; inhaltlich deswegen, da, um den Sophisten als Trugbildner bestimmten zu können, die Möglichkeit der Falschaussage vorbereitet werden muss; strukturell, weil die Vertiefung der μέγιστα γενή hinsichtlich der Mög-

¹¹⁹Vgl. Stenzel 1961, S. 96.

lichkeit ihrer Verflechtung die Selbigkeit und Andersheit als „tragende Kategorien der Dihairetik“ [Kranz 1986, S. 69] herausarbeitet.

3.2.4 Politikos

Der <Politikos> ist dem <Sophistes> in der Hinsicht seiner äußerlichen thematischen Gliederung sehr ähnlich; auch dort sind den diairetischen Definitionen des Staatsmannes (bzw. der Staatskunst) erläuternde Exkurse, die auf analoge Weise sowohl das methodische Vorgehen im Fall des thematischen Rahmens erweitern, wie auch grundsätzliche Erklärungen zur Methode geben, zwischengeschoben. M. Kranz spricht von einer „Exkurstrias“ [Kranz 1986, S. 72], um die Einheit der dialektischen Präzisierung der Einteilungen durch drei Exkurse begrifflich zu fassen. Man könnte demnach auch für diesen Dialog von einer »Schale« sprechen, die von der Anwendung der διαίρεσις-Methode durchsetzt ist und sich vom wesentlichen philosophischen »Kern« des Werkes abhebt. Allerdings sind in der Komposition des <Politikos> die Exkurs-Partien weit deutlicher in ihrer Funktion mit dem umgebenden Geschehen verbunden. Dafür entbehrt der Dialog einer abschließenden Zusammenfassung der letztgültigen Einteilung des Staatsmannes. Das heißt, die Berichtigungen, die in den Einschüben gewonnen werden sind begrifflich nicht ebenso deutlich fixiert, wie in der „bodenständigen“ Definition des Sophisten.

Der Dialog besteht im Grunde aus einer vorläufigen, fehlerhaften Einteilung der Staatskunst [Plt. 267a8-c2], welche nach und nach Korrektur erfährt, sowie den folgenden vier¹²⁰ Exkursen:

1. der terminologischen Unterscheidung von Teil (μέρος) und Art (γένος) in ihrer Funktion bezüglich der Einteilungsmethode [Plt. 262a5-263b11],
2. dem Mythos der zwei (bzw. drei¹²¹) Weltzyklen [Plt. 268d5-274e3], um die Tätigkeit des »Behütens« zu klären,
3. dem Parallelbeispiel der Weberei [Plt. 279c7-283a8], das die Struktur der Einteilung einer Kunst präzisiert und

¹²⁰M. Kranz spricht nur von drei Exkursen, da sie den ersten Einschub nicht mitzählt.

¹²¹F. Ricken widmet den Fragen nach Anzahl und Beschaffenheit der Weltzyklen im Mythos einen eigenen Abschnitt; vgl. Ricken 2008, S. 132-135.

4. der Ausführungen zum rechten Maß [Plt. 283c3-285c2].

Den Abschluss bilden die grobe und feine Absonderung der eigenständigen Tätigkeit des Politikers; grob wird von Herrschern defizitärer Regierungsformen unterschieden; fein von den »Helfern« der Staatskunst, z.B. Richtern und Feldherrn. Das Potential der Hilfskünste im rechten Maß einzusetzen, stellt sich schließlich als die eigentliche Kompetenz des Staatsmannes heraus und wird in Anspielung auf das Analogie-Beispiel als „königliches Zusammenflechten“ (βασιλική συμπλοκή) [Platon ü.v. Schleiermacher 1990h, S. 559; Plt. 306a1] bezeichnet.

Der <Politikos> zeichnet sich vor dem Hintergrund der gegenwärtigen Untersuchung dadurch von den bisher betrachteten Dialogen ab, dass er in besonders deutlicher Weise die Problematik des fehlenden Wahrheitskriteriums der διαίρεσις anspricht. Die Exkurse werden nicht nur unterschwellig, sondern ganz ausdrücklich mit der Qualität von Einteilungen in Verbindung gesetzt. Besonders überraschend ist auch das doch recht hochgestochene, auffällig zentral gestellte Eingeständnis der eigentlichen Motivation der Untersuchung. Von Interesse ist demzufolge gar nicht das Ergebnis der Einteilungen des Staatsmannes und des Sophisten, noch weniger die der Weberei und des Angelfischers. Die Untersuchung wird im Grunde deshalb verfolgt, „damit wir in allem dialektischer werden“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990h, S. 497; Plt. 285d6f]. Die gewählten Themen sind nur Übungsobjekte für die dialektische Wissenschaft, deren eigentlicher Gegenstand die höchsten Prinzipien und Gründe sind¹²². Dabei wird die jeweils einfachere Einteilung als Übung und Paradigma für die komplexere eingesetzt, wie die Buchstaben nur gelernt werden, um schließlich Wörter lesen zu können [Plt. 277e6-278c2], so wird auch die Einteilung der Weberei nur für die des Staatsmannes vorgenommen. Alles zusammen aber dient wiederum jenem höheren Zweck.

Das erste Mal hält der Gast aus Elea, der sich diesmal mit der Figur des jüngeren Sokrates in Dialog begibt, bei der vorläufigen Bestimmung inne, als ihm die Teilung aller Lebewesen in Mensch und Tier nicht zusagt. Die intuitive Begründung für diese Ablehnung liefert letztlich die Unverhältnismäßigkeit beider Gruppen. Mit dem Szenario,

¹²²Vgl. Kranz 1986, S. 85.

ein anderes vernünftiges Lebewesen¹²³ könnte darauf verfallen, ebenso zu verfahren, und demnach den Begriff des Menschen unter dem des Tieres fassen, während es seine eigene Art absondert, macht Platon dieses Missverhältnis sichtbar. Begrifflich fixiert er diesen Fehler, indem er die Elemente der Teilung nicht Art (γένος [Plt. 263a3]/εἶδος [Plt. 263b8]), sondern nur mehr einen Teil (μέρος [ebd.]) nennt. Es stellt sich bei dieser problematischen Gliederung nicht das Gleichgewicht einer homogenen Gegenüberstellung oder Aufteilung ein, sodass man nicht mehr von Arten sprechen kann. Besinnt man sich darauf, dass εἶδος bei Platon aber noch nicht Art bedeutet, sondern als Terminus für die Idee, den Begriff oder sogar schlichter als gemeinsame visuelle Gestalt verwendet wird, so liest sich die im Dialog wiederholt auftretende Warnung, man solle nie ohne εἶδος (als Resultat) trennen [Plt. 262b und 285b], weniger tautologisch. Die Idee, zu der man durch Teilung gelangt, muss eben auch vor der Teilung schon vorhanden sein, selbst wenn für sie noch kein Name festgelegt wurde. Dies bedeutet aber nicht, dass Tier und Mensch nicht auch als begriffliche Einheiten einer Einteilung fungieren könnten, nur eben nicht als Arten der selben Ebene unter einem gemeinsamen *genus proximus*. Es ist zu vermuten, dass Platon beides unabhängig von der anberaumten Einteilung als Ideen annehmen würde. Die Biologie reiht denn auch den Menschen weit unterhalb in das Tierreich ein.

Platon allerdings verfährt hier anders; um seine Lösung als solche für diesen Fehler begreifbar machen zu können, muss zunächst die im ‹Politikos› erstmals hervortretende Grundstruktur der Einteilung einer Kunst oder Einsicht aufgezeigt werden. Die vorläufige Einteilung bis zu diesem ersten Einschub lautet:

¹²³Dass Platon hier den Kranich als möglichen Kandidaten für ein Tier wählt, dessen »geistigen Fähigkeiten« an die des Menschen heranreichen, ist nicht zufällig. Aristoteles beispielsweise schreibt: „Viel Vernünftiges scheint man auch an den Kranichen zu erleben. Sie [...] fliegen hoch empor, um in die Ferne sehen zu können, und wenn sie dabei Wolken und Wetter sehen, fliegen sie herab und halten Ruhe“ [Aristoteles ü.v. Gohlke 1957, S. 395 ; HA. Θ 10, 614b18ff].

Die Staatskunst sei eine Kunst¹²⁴, die einsehend nicht verrichtend, gebietend nicht beurteilend, dem eigenen nicht einem fremden Gebot folgend, auf Beseeltes nicht Lebloses gerichtet, welches in »Herden« nicht einzeln organisiert ist, umgesetzt wird.

Hierauf nun folgt benannte problematische Teilung, die Platon, um diesen Fehler überhaupt zulassen zu können, dem »unkundigen« Gesprächspartner, nämlich Sokrates dem Jüngeren, unterschiebt [Plt. 262a]. Die Grundstruktur, die sich auch im Beispiel der Weberei wiederholt, ist in dieser Teilungs-Folge schon sichtbar. Der erste Teil einschließlich der Unterscheidung von Fremdgebot und Eigenregie (ἀυτεπιτακτῶν) bestimmt die Tätigkeit der Kunst, die weitere Einteilung den Gegenstand, auf welchen sich diese Tätigkeit richtet. Diese Struktur verdeutlicht sich im Text erst in der Aufgabengestaltung für die Klärung der βασιλική συμπλοκή [Plt. 306a1-3]. Die Wirkung der verschiedenen Fehler und Korrekturingriffe wird aber erst offenbar, sobald man sich die Unterscheidung des Einteilungsblickwinkels vor Augen hält. Mit dieser Unterscheidung in Tätigkeit und Gegenstand erschließt sich nämlich gerade die Hinsicht, an welcher die Einteilung orientiert wird. Im Bereich der Tätigkeit werden als Teilungsgründe nur Merkmale verwendet, die sich auf das Tätig-sein beziehen, im Gegenstandsbereich wird, nachdem entschieden ist, dass sich die Kunst nur auf beseelte Gegenstände richtet, nach rein biologischen Gesichtspunkten vorgegangen. Diese Trennung bringt zwar das Objekt der Untersuchung, die Kunst als oberste Gattung, mit sich, die Einteilung muss aber doch in inhaltlich stimmigen Zusammenhang bestehen. Die Sachgegebene Trennung veranlasst zum Fehler, die Mahnung, auf Stimmigkeit zu achten, führt zu Lösung. Denn obwohl die Definition des Tätigkeitsfeldes den Gegenstandsbereich bereits deutlich einengt, umfasste die Einteilung im Dialog zunächst doch wieder alle Lebewesen. Hierdurch wurde missachtet, dass eine Tätigkeit nach Art des Gebietens oder Regierens nur bei einem Gegenstand sinnvoll anwendbar ist, der der Aufnahme eines Gebots der Möglichkeit

¹²⁴Im <Politikos> verwendet Platon zwar den Ausdruck ἐπιστημόνως (Kundiger) [Plt. 258b4], um der Person des Staatsmannes im ersten Schritt eine oberste Einheit zu stellen. Er bezieht sich dabei aber auf die Parallelstelle im <Sophistes>, wo er die gleiche Gattung als *eine Kunst besitzend* (τέχνην ἔχοντα [Soph. 221c9]) im Gegensatz zum Unwissenden (ἰδιώτης [ebd.]) bezeichnet. Für ihn liegt hier keine terminologische Trennung zwischen Kunst und Wissenschaft vor, wie später bei Aristoteles (vgl. oben Abschnitt 1, S. 1). Es geht schlicht darum, dass eine Tätigkeit mit Wissen und Sachverstand durchgeführt wird. Vgl. auch Lukas 1888, S. 219.

nach fähig ist. Die weitere Einteilung darf demnach nicht von allen, sondern nur von »zahmen« Lebewesen ausgehen.

Als Erkennungsmerkmal für Einteilungsfehler der vorliegenden Art führt Platon die Inhomogenität der resultierenden Einheiten an, vergleichbar mit der Teilung aller Menschen in Hellen und Barbaren oder aller Zahlen in die Zehntausend und die Menge aller übrigen Zahlen. Besonders diese Ausführungen zeigen, dass es ihm nicht an der Möglichkeit der bloßen hierarchischen Anordnung begrifflichen Materials gelegen war. Eine Klassifizierung nach heutigem Verständnis müsste diesem Anspruch auch nicht genügen; um als korrekt zu gelten, hat sie nur die Vorgabe ihrer axiomatischen Definition zu erfüllen. Eine begriffliche Einheit aber kann entweder korrekt in Arten oder unsachgemäß in Teile klassifiziert werden. Leider kann oder will Platon keine stärkere Lösung formulieren, die es ermöglichte, diesem Missgeschick methodisch zu entgehen; er belässt es bei diesem unpräzisen Ratschlag:

Aber Lieber, schnitzeln ist hier nicht sicher, sondern weit sicherer, mitten durchschneiden.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990h, S. 421; Plt. 262b5-7]

Wer darauf verfällt, hierin eine Anweisung für ein grundsätzlich binäres Vorgehen bei der Einteilungsmethode zu lesen, der halte sich zur Verdeutlichung des hier gegebenen Wortlauts die Stelle Plt. 287c3-5 vor Augen. Dort spricht Platon wie von einer gängigen Alternative, dann, wenn die Teilung in zwei Arten nicht sinnvoll ist, zumindest die „möglichst nächste Zahl“ zu suchen. Das Unverbindliche jenes Ratschlags aber verdichtet Platon noch durch den Hinweis des Fremden, man solle ihm nicht mehr zusprechen als die Aussage, jede Art sei ein Teil, aber nicht notwendig jeder Teil eine Art [Plt. 263b8-11]. Dem Versprechen, der Fährte dieses Gedankens später nachzuspüren, wird an keiner dem Verfasser dieser Arbeit bekannten Stelle im platonischen Werk nachgekommen. Da im <Sophistes> ein ähnlicher Verweis auf einen vermeintlichen »späteren Zeitpunkt« gegeben wird, zu dem eine ausstehende Frage – dort die des Philosophen – geklärt werden sollte¹²⁵, könnte man mutmaßen, Platon hatte vor, diese Probleme in einem eigenen Dialog zu beantworten. M. Kranz, die in die Reihe dieser unausgeführten aber prognostizierten Fragestellungen auch die „Darlegung des Genauen selbst“ [Platon ü.v.

¹²⁵Vgl. Soph. 254b3f.

Schleiermacher 1990h, S. 493; Plt. 284d1f] stellt, beschäftigt sich ausführlich mit der Vermutung, die Antworten hätten sich in einem Dialog über den Philosophen befinden müssen. Dabei geht sie mehrere Möglichkeiten, dessen Fehlen zu erklären, durch und endet schließlich mit dem Hinweis, für Überlegungen zu diesem ungeschriebenen Dialog sei „einzig angemessen, auf die indirekte Überlieferung und somit auf ὁΠΕΡΙ ΤΟΥ ΑΓΑΘΟΥ zurückzugreifen“ [Kranz 1986, S. 90]. Letztendlich ist aber einzugestehen, dass alle diesbezüglichen, noch so gut gemeinten Annahmen im Bereich der Spekulation sinnfreier Art verlaufen werden, da auf diese Weise kaum zur Lösung der inhaltlich relevanten Fragen beigetragen wird.

Einzig sinnvoll ist, zu erörtern, was durch diesen Mangel faktisch unklar bleibt oder, in der Umkehr gesprochen, an Klärung offener Fragen zu erwarten gestanden hätte. Hier wird diesbezüglich nur auf den Unterschied zwischen Art und Teil eingegangen. Der Mangel ist gut sichtbar an einer Fehlinterpretation, die man bei F. Lukas findet. Er liest aus der Stelle Plt. 262af zwei Vorschriften zur Einteilung, deren zweite er so wiedergibt:

Jeder Theil muss zugleich eine Art, nämlich des Eintheilungsganzen
sein; dadurch ist das Verhältnis des Theiles zum Ganzen angegeben:
der Theil muss sich zum Ganzen verhalten wie die Art zur Gattung.

[Lukas 1888, S. 222]

Platon aber hatte gerade kein ausdefiniertes Begriffsverhältnis zwischen γένος und εἶδος; so kann man das Problem, das er hier aufstellt, nicht mit aristotelischem Vokabular auflösen. Das Problem besteht gerade darin, dass unklar ist, was den Teil einer Gattung zu ihrer Art macht. Hier überhaupt vom aristotelischen Artbegriff zu sprechen, kann höchstens als Verweis auf einen Ort gesehen werden, wo dieses Problem von einer anderen Autorität wieder aufgegriffen wird. Auch die bereits erwähnte Lesart, die F. Schleiermachers Übersetzung dieser Stelle nahelegt, εἶδος hier als Idee oder Begriff zu fassen, um einen derartigen Ausweg zu formulieren, dass sich für einen inhomogenen, »abgeschnitzelten« Teil eben kein vollwertiger Begriff finden ließe, bietet – wie bereits erläutert – keine Lösung. Mensch und Tier oder gar Hellen und Barbaren sind zwar durchaus Begriffe, aber eben nicht die einer jeweils gemeinsamen Einteilungsebene. Platon muss εἶδος hier also schon in engerem Sinn fassen, sodass zwei Begriffe nur im

korrekten Verhältnis zueinander, nämlich als Unterbegriffe eines gemeinsamen Oberbegriffs, als εἶδη in diesem Sinn gelten können. Es mag spitzfindig erscheinen, aber die Formulierung »Arten einer Gattung« impliziert ein Begriffsverhältnis, das, seinem gesamten Gehalt nach bei Platon einzusetzen, einen groben Vorgriff darstellen würde. Im Grunde verleitet bereits die Übersetzung von εἶδος mit »Art« zu dieser gedankenlosen Nichtbeachtung. Das Kritische an der Frage nach dem Unterschied von Art und Teil als Einteilungsergebnis ist dessen Bedeutung für die Richtigkeit der Einteilung. Denn aus der Formulierung der Kritik des Fremden geht eindeutig hervor, dass ein Einteilungsschritt nur dann als vollständig und korrekt zu erachten ist, wenn er »εἶδη« als Resultate liefert. Deshalb ist nun besonders darauf zu achten, dass man nicht unversehens in einen Erklärungszirkel gerät, wenn unausgesprochen unter einer Art letztlich das richtige Ergebnis einer diairetischen Teilung der Gattung verstanden wird.

Man könnte nun versuchen unter Zuhilfenahme bereits erwähnter Stellen aus anderen Dialogen, hinlängliche Kriterien für diese Unterscheidung aufzufinden. Aber auch in Verknüpfung mit der Aussage im <Phaidros>, man solle gliedermäßig, wie nach den Gelenken eines Körpers trennen, die im Übrigen auf ähnliche Weise im <Politikos> wiederholt wird [Plt. 287c3f], birgt keine allgemein verwendbare Richtschnur für das Verfahren. Sie verdeutlicht nur erneut Platons Annahme der Existenz natürlicher Formen, deren Grenzen zueinander dem Verstand auf irgendeine Weise präsent sind. Erstaunlicherweise hat es den Anschein, als nähme Platon im Umfeld der διαίρεσις an, diese Formen seien nicht nur über eine Art Ideenschau zugänglich, sondern man könnte durch gute Gründe auf sie schließen. Wirklich einsatzfähige Kriterien werden allerdings an keiner Stelle ausdrücklich formuliert.

Die drei weiteren Einschübe sind nach der Interpretationslinie, wie sie M. Kranz verfolgt, Eingriffe in das Ergebnis der Teilung, die weniger den reinen Vorgang der Einteilungsmethode als solchen betreffen, sondern ein Paradigma für die Möglichkeit abgeben, auf die Qualität einer Einteilung einzuwirken¹²⁶. Nicht von ungefähr beschreibt Platon im Zuge des Beispiels der Weberei die Bedeutung, die solch ein weniger komplexes Beispiel für eine höhere Erkenntnis aufweisen kann [Plt. 277d]. Nimmt man den Satz ernst, in dem er behauptet, die gesamte Untersuchung sei einem »größeren« Ziel als der Bestimmung

¹²⁶Vgl. Kranz 1986, S. 84f.

des Staatsmannes gewidmet [Plt. 285d5ff], so ergibt sich eine zweistufige Bedeutung für den Satz:

Eines Beispiels hat mir ja nun wieder auch das Beispiel selbst bedurft.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990h, S. 471; 277d9f]

Zunächst erklärt der Fremde die Notwendigkeit des Weberei-Beispiels für die Bestimmung des eigentlich gesuchten Begriffs, auf die gesamte Untersuchung übertragen aber ergibt sich, dass die Suche nach dem Staatsmann sowie die nach dem Sophisten ihrer ursprünglichen Intension nach wiederum auf das höhere Ziel gerichtet war, die Kunstfertigkeit der Dialektik zu erweitern.

Die Auswahl der Exkurse ist jedoch für die dialektische Disziplin alles andere als beliebig. Der Mythos der verschiedenen Weltzyklen birgt für die Untersuchung nicht zufällig die Möglichkeit, die Tätigkeit des Staatsmannes zu korrigieren, sondern hat als Mythos die Aufgabe der Ermahnung, den Untersuchungsgegenstand in einem weitläufigeren Zusammenhang zu sehen¹²⁷. Als anfängliche oberste Gattung wurde das »einer Kunst fähig sein« genannt; die mythische Erzählung liefert nun die Begründung für die zugrundeliegende Notwendigkeit der τέχνη: Ihre Ausübung ist der Ersatz für das Umsorgt-sein im Zyklus der Herrschaft des Kronos. Durch den Wegfall dieser paradiesischen Zustände, ist der Mensch gezwungen sich selbst zu versorgen, zu leiten und zu regieren¹²⁸. Diese Art der Führung ist aber von ganz anderer Qualität als die des »göttlichen Hirten«. Schließlich ist der Staatsmann von gleicher Art wie die seiner Obhut unterstehenden Mitmenschen. Die Tätigkeit des Staatsmannes kann also nicht ein Behüten sein, wie es dem Ochsenhirten bei seinem Vieh zusteht oder einem Gott gegenüber den Menschen. Mit dem Beispiel der Weberei wird eine Einteilung einer Kunst geboten, die der gesuchten in gewissem Maß ähnelt, aber ihrem Wesen nach weit überschaubarer ist. An ihr kann Platon die Strukturmerkmale ausarbeiten, die an der Staatskunst schwerer zu erkennen sind. Das Ergebnis der Betrachtung nämlich lautet, dass eine Tätigkeit sich für einen Gegenstand als Ursache oder nur als »Mitursache« (συνάιτιον) erweist [Plt. 281d7ff]; zu den Mitursachen zählen dabei diejenigen Tätigkeiten, die die Vorraus-

¹²⁷Vgl. Kranz 1986, S. 74.

¹²⁸Vgl. Ricken 2008, S. 170.

setzung für das eigentliche »Herstellen« bewirken, wie etwa Werkzeugherstellung oder Rohstoffbereitung.

Die endgültige Bestimmung der Staatskunst weicht durch ihre ausschweifende Art weit von den knappen Einteilungsvorgängen der vorläufigen Bestimmung oder der Einteilung des Sophisten ab. Die Einteilungsgründe werden tiefgreifender erläutert, die Einteilung selbst aber nicht mehr verbalisiert. Manche Autoren nehmen dies als Zeichen für das Eingeständnis, die *διάρσεις* könne für eine Bestimmung des Staatsmannes nicht effektiv zum Einsatz kommen¹²⁹. Wie der Vergleich mit den Goldwäschern [Plt. 303d6ff] zeigt, geht es bei der Darlegung der verschiedenen geeigneten Staatsformen noch um eine recht grobe Absonderung. Die »Herrscher« der ungeeigneteren Regierungsformen werden in der hierarchischen Gliederung nicht neben den Begriff des Politikos geordnet, da sie bereits weit früher aus dem Raster der Einteilung fallen. Für diese „Parteimänner“, „Tausendkünstler“ und „größten Sophisten unter den Sophisten“ [Platon ü.v. Schleiermacher 1990h, S. 551; Plt. 303c2-5] ergibt sich nämlich, dass die ihnen angehörige Tätigkeit überhaupt nicht als Einsicht oder Sachverstand gelten soll. Hingegen die feinere Absonderung der ebenfalls wertvollen, aber doch nicht gesuchten Elemente (in der Analogie: Silber und andere Erze) vom eigentlichen Zielgut, ist eine komplexere Aufgabe. Diese Trennung muss nach der an der Weberei exemplarisch errungenen Differenzierung in selbstverursachende und mitverursachende Tätigkeiten geteilt werden. Hinsichtlich des Staates ist die Bedeutung der Mitursache naturgemäß weiter gefasst¹³⁰.

Mit den Ausführungen zum absoluten Maß schließlich verbindet Platon endgültig die Kompetenz des Dialektikers mit den Anforderungen die er an Staatskunst stellt. Vordergründig um die Länge der bisherigen Auseinandersetzung rechtfertigen zu können, wird der Unterschied zwischen relativem und absolutem Maß verdeutlicht. Dabei orientiert sich das absolute Maß an „dem Angemessenen“ (*τὸ μέτριον*) [Plt. 283e3ff], das seinerseits

¹²⁹Vgl. dazu die Doxographie bei Ricken 2008, S. 234, Anm. 1. Auch F. Ricken selbst hat eine zu enge Auffassung der Einteilungsmethode; er schreibt: „Auch die Einteilung der dienstleistenden Künste bedient sich nicht der Methode der Dihairesis; vielmehr wird das Opfertier nach seinen Gliedern geteilt; auch hier wird darauf geachtet, dass sich eine möglichst geringe Zahl ergibt (287c)“ [Ricken 2008, S. 178]. Er nimmt offenbar an, Platons *διάρσεις* bestünde nur als rein zweigliedrige Einteilung. J. Stenzel beispielsweise erkennt das Bild der Glieder des Opfertieres als Erklärung der Möglichkeit, bei der Einteilungsmethode mehrgliedrig vorzugehen (vgl. Stenzel 1961, S. 59). Ebenso A. v. Fragstein: „Ist auch die strenge Dichotomie das Ideal, manchmal muß man von ihr absehen, um >organisch< (Politik. 287c) zu teilen.“ [Fragstein 1967, S. 79].

¹³⁰Vgl. Ricken 2008, S. 170f.

stets in einer Art Mitte zwischen Extrempositionen zu finden ist [Plt. 284e7f]. M. Kranz liest dieses Angemessene als ein Pendant zur Idee des Guten aus der \langle Politeia \rangle und erklärt:

Akzentuierte der 'Staat' mit der Erkenntnis des Seinsgrundes den ontologischen Aspekt des Wissens des Philosophenherrschers, ohne darzulegen, auf welche Weise diese Erkenntnis auch das beste Handeln garantiert, so enthüllt der 'Politikos' durch den Maßaspekt gerade die praktische Relevanz der Idee des Guten, ohne hinwiederum die ontologische Begründung zum Thema zu machen.

[Kranz 1986, S. 81]

Der Staatsmann muss die angemessene Mischung finden zwischen Tapferkeit und Besonnenheit, zwei Arten der Tugend ($\acute{\alpha}\rho\epsilon\tau\eta$), die zugleich als Extrempositionen einander entgegenstehen [Plt. 306a7ff]. Diese beiden Kräfte sind im Staat unterschiedlich vertreten. Obwohl sie als Qualitäten gelten, sind sie nur in der passenden Situation, also zum angemessenen Zeitpunkt sinnvoll [Plt. 307eff]. Die βασιλική συμπλοκή besteht nun darin, darüber zu wachen, wie durch Gesetze und Erziehung aus diesen Kräften eine angemessen gemischte Gesinnung entsteht [Plt. 308e]. Es wird also deutlich, wie weitgreifend auch die Erkenntnis des Maß-Exkurses für die Gewinnung des Begriffs vom Staatsmann wirklich ist.

Die Einteilung wird, so lässt das Ergebnis vermuten, deswegen nicht in aller Deutlichkeit als διαίρεσις bis zum Ende durchgeführt, weil die letzte Teilung der für den Staat sorgenden Künste so deutlich und knapp nicht auszudrücken war. Den Staatsmann einfach nur diejenige »Sorge-Kunst« zu nennen, die ihre »Artgenossen« in angemessenem Verhältnis koordiniert, wäre selbst unangemessen gewesen; vergleichbar in etwa mit dem Grad an Unangemessenheit, der sich ergeben hätte, wenn der Fremde nur das Ergebnis der Einteilung der Webkunst dargelegt hätte, obwohl doch gerade die Struktur des Einteilungsvorganges als Beispiel wirken sollte [Plt. 283bf].

3.3 Zusammenfassende Reflexion über das Konzept der Einteilungsmethode

3.3.1 Charakteristik und Implikationen

Unternimmt man nun den Versuch die gewonnen Erkenntnisse über die Einteilungsmethode zusammenzufassen, so ist zwischen der Tätigkeit und dem Ergebnis der Einteilung sowie zwischen Struktur und Begründung zu unterscheiden. Der strukturelle Part sowohl des Vorganges, wie auch des Resultates der Einteilungen kann recht knapp gefasst werden. Die Begründung der Teilung in ihrer jeweils letztgültigen Form birgt erst den tatsächlich anspruchsvollen Teil der Methode.

Aus einer Einteilung entsteht immer eine Konstellation aus Begriffen, die hierarchisch zueinander gegliedert sind. Ein Oberbegriff hat stets zwei oder mehrere Unterbegriffe, wobei Platon empfiehlt, die Zahl der Teilungen je Ebene möglichst gering zu halten. Die Teilung nimmt schließlich dort ein Ende, wo sie auf einen nicht weiter teilbaren Begriff ($\acute{\alpha}\tau\mu\eta\tau\omicron\varsigma$) stößt. Bis zu dieser letzten Ebene ergibt sich aber im Vergleich zur unzählbaren Vielfalt der Einzeldinge und Individuen ($\acute{\alpha}\pi\epsilon\iota\tau\omicron\nu$), die unter diesen Begriff fallen, ein zahlenmäßig überblickbares Begriffssystem. Der Vorgang beginnt entweder mit der Setzung eines Definiendums oder mit der Benennung eines ganzen Themenfeldes¹³¹. Danach wird, auch wenn Platon sich von einer festgelegten Reihenfolge des Ablaufs explizit distanziert, grundsätzlich eine höchste Gattung berufen, unter die der zu definierende Begriff eingeordnet werden soll. Die $\sigma\upsilon\nu\alpha\gamma\omega\gamma\acute{\eta}$, also die Bestimmung dieser obersten Gattung wird in den Dialogen meist ohne Begründung vollzogen; vereinzelt werden jedoch unmethodisch »verwandte« Begriffe aufgelistet, um das ihnen Gemeinsame schließlich als diesen für die Einteilung obersten Begriff zu bestimmen¹³². In der Folge ist zu versuchen, in möglichst kleinen Schritten von einer Einteilung zur nächsten zu gelangen; dabei ist ständig zu prüfen, ob die Begriffsteilung sinnvoll vollzogen wurde. Meistens endet, falls eines angesetzt war, der Vorgang bei Erlangung des Definiendums. Den Vorschriften nach soll die $\delta\iota\acute{\omega}\rho\epsilon\sigma\iota\varsigma$ aber bis zu den unteilbaren Begriffen fortgeführt

¹³¹Bei A. v. Fragstein findet man hierfür die Benennungen „definierende“ und „systematische“ *Diairesis* (vgl. Fragstein 1967, S. 86). Den Unterschied sieht auch er nur im Zweck der Untersuchung, nicht etwa in einem differierendem Prinzip des Vorgangs.

¹³²Vgl. Lukas 1888, S. 286.

werden. Zusammenfassend ist bezüglich der strukturellen Verfassung festzustellen, dass die Einteilungsmethode Begriffe auf möglichst akribische Weise in ein geordnetes System der Form eines Baumdiagrammes bringt.

Das Problem der Begründung der jeweiligen Einteilungsstufen ist bedeutend schwerer zu lösen; sie erst birgt das eigentliche dialektische Wissen¹³³. Bei den Einteilungsschritten in den Dialogen wird der Teilungsgrund häufig nur als These formuliert, nicht aber weiter hinterfragt. Auffällig ist dies besonders bei den Beispiel-Einteilungen des Angelfischers und der Webkunst. Platon schreitet so selbstverständlich durch diese diairetischen Definitionen, dass sich J. Stenzel verleitet sah, zu behaupten:

Platon empfand das Verfahren als reinste Deduktion, er glaubte den Inhalt des *ἀτομον εἶδος* aus dem allgemeinsten Begriffe durch Teilung ableiten zu können - nur dadurch hielt er den Gegenstand für 'konstituiert'; nie ist der ontologische Charakter seines Denkens, das aus Begriffen auf inhaltlich bestimmte Wirklichkeit schließen zu können glaubte, deutlicher als hier.

[Stenzel 1961, S. 58]

In der Tat verleitet gerade der erste Einschub des <Politikos> und die dort mehrmals getroffene Mahnung, man solle darauf achten, dass die Teilung in *εἶδη* resultiere, zu einer solchen Einschätzung. Die Methode liefert die strukturelle Verknüpfung der Begriffe; die Begriffe selbst müssen jedoch auf altbekannte Weise bereits gegeben sein, also »wiedererinnert« werden. Denn, um es am *εἶδος* festzumachen, dass die Einteilung korrekt erfolgt ist, muss dieses bereits im Vorlauf zur Verfügung stehen. Der Anschein der Deduktion aus den Begriffen ergibt sich aber durch das Weglassen der Begründung der Einteilung. Dort wo korrigierend in den Vorgang eingegriffen wird, ergibt sich ein vielschichtigeres Bild. Bevor sich aber dem Problembereich des Wahrheitskriteriums zugewandt wird, soll sich noch der logischen Implikation des Verfahrens, der Frage um die Dichotomie im Detail sowie dem charakteristischen Moment der Vollständigkeit gewidmet werden.

Die Einteilungsmethode soll ein unabhängig vom betrachteten Gegenstand überall einsetzbares Werkzeug sein, „die Vielfalt der natürlichen Formen in ein strukturiertes Ord-

¹³³Vgl. Kranz 1986, S. 67.

nungsgefüge zu bringen“; sie kann „methodisch alle Bereiche des Seins verbinden, indem durch sie Ähnlichkeiten, Selbigkeiten und Verschiedenheiten sichtbar werden“ [Kranz 1986, S. 85]. Dass die Methode in jedem Begriffsfeld einsetzbar ist, impliziert eine Auffassung, die zunächst dem Verstand ein einheitliches operationales Schema unterstellt und im Fortgang der gesamten vom Verstand fassbaren Wirklichkeit eine einheitliche logische Struktur zuspricht; solch ein Schema ließe sich einer vollkommen ungeordneten Welt aber nicht einfach »überstülpen«; woran zeichnet sich diese Struktur in der Welt also ab? Die Ordnung, die sich in der Wirklichkeit finden lässt, basiert im Wesentlichen auf der Ähnlichkeit ihrer Gegenstände und Vorgänge. Diese ist zunächst Bedingung der Möglichkeit, dass mehrere Dinge unter einen Begriff stehen. Die Ähnlichkeitsrelation besteht aber nicht bloß in kontradiktorischer Modalität; wäre dies der Fall, so würde das bedeuten, ein Gegenstand wäre einigen anderen ähnlich und würde mit ihnen unter dem selben Begriff stehen, alle übrigen aber wären ihm gänzlich unähnlich. Die Relation aber erscheint vielschichtig und in verschiedenen Graden. Damit kann ein Gegenstand zu anderen im engeren oder weiteren Sinne Ähnlichkeit aufweisen. Das Konzept der *διαίρεσις* als stringente Methode setzt nun voraus, dass diese Grade der Ähnlichkeit nicht stetig und stufenlos im Vergleich je eines Dinges zu einer Vielzahl anderer verläuft, sondern dass sich hierin deutliche „Einschnitte“ vorfinden; denn will man überhaupt von einer Homogenität in dieser Ordnung ausgehen, so muss sich diese an diskreten Hinsichtnahmen ausdrücken. Schließlich gleichen sich die Gegenstände nicht in einer unspezifischen, diffusen Weise, sondern durch nennbare Merkmale einer bestimmten Hinsicht. Ein Ei gleicht dem anderen eben nicht einfach so, sondern durch seine räumliche Form, seine Farbe, seine haptischen Eigenschaften. Die Stufen der Ähnlichkeit stehen nun zueinander wiederum in einem Ausprägungsverhältnis. Die eine Ähnlichkeit ist genereller als die andere. In einer Menge von Gegenständen, die sich allesamt in einem Punkt gleichen, lassen sich zwei oder mehr Gruppen ausmachen, innerhalb derer eine irgendwie größere Übereinstimmung an Gestalt und sonstigen Eigenschaften festzustellen ist. So lässt sich die gesamte Menge mit einem Überbegriff fassen, die verschiedenen Gruppen mit Unterbegriffen. Um aber dieses Ausprägungsverhältnis der Ähnlichkeiten überhaupt wahrnehmen zu können, muss eine Abgrenzung der Untergruppen voneinander möglich sein. Würde sich keine Differenz der Untergruppen ergeben, so wäre auch keine Unterscheidung der Faktoren ihrer Ähnlichkeit möglich. Wäre jedes Obst

zugleich Apfel, so würde es auch keinen spezielleren Begriff geben, es wäre dann eben einfach nur Obst. Da sich Äpfel aber untereinander mehr gleichen als ein Apfel einer Birne, so fasst man sie in mehreren Arten. Man kann also damit abschließen, dass die strukturelle Ordnung, auf welcher der Sinn der Einteilungsmethode basiert, nicht durch ein unbestimmtes Ähnlichkeitsverhältnis von Gegenständen konstituiert wird, sondern durch ein in zweifacher Weise diskret gestuftes System von Gleichheitsrelationen.

Die erste Art der Stufung bedeutet, dass mehrere ähnliche Gegenstände unter einen Begriff fallen, die zweite zeigt das Verhältnis von Ober- zu Unterbegriff, die beide dem selben Gegenstand zukommen können. Dass der Verstand hier gegliedert vorgeht, also den fließenden Übergängen begrifflich nicht Rechnung trägt, bewirkt zum einen, dass nicht für jedes Individuum ein eigener Begriff (nicht Name) verwendet wird, und zum anderen, dass für jeden Artunterschied ein diskretes Merkmal angegeben werden kann, in dem sich die Individuen eben ihrer Art nach und nicht einzeln unterscheiden. Damit ist nun zunächst der operationale Charakter der Verstandestätigkeit angegeben. Die Behauptung aber, eine Einteilung sei richtiger als die andere, impliziert zusätzlich die Auffassung, die (korrekte) hierarchische Gliederung der Wirklichkeit in Begriffen sei nicht beliebig durch Konvention festgelegt. Es bedeutet, die Wirklichkeit selbst muss diese Struktur, also die diskreten Stufen der Ähnlichkeitsverhältnisse vorgeben.

Eine tragende Rolle spielt in diesem Zusammenhang das Nichtsein, wie es im *«Sophistes»* erklärt wird, als Nicht-so-sein. Es untermauert die Möglichkeit einem Begriff eine bestimmte Beschaffenheit ab- oder zuzuschreiben. Dabei existieren zwei Modi der Unterscheidung von Begriffen des selben Überbegriffs:

1. mit einem Begriff ist ein Merkmal verbunden, das am anderen nicht vorkommt;
2. die Begriffe unterscheiden sich in der Form der Ausprägung eines Merkmals.

Der erste Modus beschreibt das Wesen der dichotomischen Teilung. Er geht von einem Gegensatz zweier Begriffsglieder aus, welcher konsequenterweise nur in einer Differenz »unterhalb« der Bestimmungseinheit des übergeordneten Begriffs auftreten kann. Das bedeutet, dieser Gegensatz darf die Bestimmung des Oberbegriffs nicht weiter betreffen, da es sich sonst beim Träger der gegensätzlichen Eigenschaft nicht um eine untergeordnete Einheit handeln könnte. Zudem betrifft der Gegensatz, insbesondere wenn er durch eine Privation gebildet wird, nicht den gesamten Rest der Begriffswelt; bei der

Teilung von A und nicht-A würde der Negativbegriff nicht ausnahmslos alles bezeichnen, was nicht A ist, sondern nur das, was zwar unter den Überbegriff fällt, nicht aber unter den Begriff A. Der logische Raum für die untergeordnete Teilung ist somit durch die Bestimmung des Oberbegriffs schon »eingengt«. Das Weiße und das Schwarze – so lautet Platons Beispiel¹³⁴ – sind sich entgegengesetzt, aber nur insofern sie beide Farben sind. So verhält es sich für jeden Gegensatz, da sich alles Gegensätzliche immer nur in einer bestimmten Hinsicht gegenübersteht. Diese Hinsicht ist darum zwingend notwendig, da sie das Fundament für den Vergleich der Extrempositionen darstellt. Ein auf ein wie auch immer geartetes Ganzes gerichteter, allgemeiner Gegensatz ist so wenig denkbar, wie einer, der auf gar nichts gerichtet ist. Jede binäre Teilung, die sich bei Platon finden lässt, ist – selbst wenn sie dafür einer kleinen Umformulierung bedarf – darstellbar durch Ab- und Zusprache eines ausgewählten Merkmals. So zeichnet sich für dieses Beispiel alles Weiße dadurch aus, dass es jegliches (für den Menschen) sichtbare Licht reflektiert; diese Eigenschaft fehlt dem Schwarzen vollständig, da es solches Licht überhaupt nicht reflektiert. J. Stenzel hält diese Art der Unterscheidung auf einer Begriffsebene der *διαίρεσις*, wie gesagt, für den „Schulfall“ [Stenzel 1961, S. 59], der sich eben nur für diesen Modus der Unterscheidung ergibt. A. v. Fragstein erklärt sich das ausgezeichnete Streben zu dieser Art Einteilung, durch die Verlässlichkeit ihres Resultats. Er schreibt:

Gerade weil die Diairesis stringent sein soll, hält Platon nach Möglichkeit an der Dichotomie fest.

[Fragstein 1967, S. 79]

Wenn sich Begriffe anhand verschiedener Ausprägungen eines Merkmals, also nach dem zweiten Modus unterscheiden, so ist es weit schwieriger festzustellen, wo »Einschnitte« in dieser Ausprägung zu finden sind bzw. ob solche überhaupt auszumachen wären. Dies lässt sich gut an den Farben beobachten, die durch das Unterscheidungs-Merkmal der Wellenlänge des reflektierten Licht bestimmt sind. Es ist eine oft gestellte Frage der »Qualiadebatte«, durch was sich begründen ließe, dass sich aus der physikalisch stetigen Größe der Wellenlänge durchaus diskrete »psychische« Farbeindrücke ergeben, sodass der unendlichen Anzahl an möglichen Wellenlängen eine endliche Anzahl an

¹³⁴Vgl. Phil. 12e.

Farb-Begriffen resultiert¹³⁵. Klarer steht der Fall bei binären Merkmalen, die kein »mehr oder minder« zulassen, sondern stets *sind* oder *nicht sind*. Mit Platon gesprochen liegt dieser Fall vor, wenn die Individuen der einen Art an einer bestimmten Idee teilhaben, die der anderen nicht. Dort, wo kein Drittes gegeben ist, steht auch nicht zu befürchten, man könnte eine Einheit einer Einteilungsebene vergessen haben.

Die Forderung nach Vollständigkeit bei der Durchführung der Methode ist in dreierlei Weise auffindbar: Zum einen ist einzig im <Philebos> gefordert, es solle jede Verzweigung verfolgt werden, bis alle unteilbaren Einheiten gefunden wurden. Dies jedoch ist der Anspruch, der nicht für die Bestimmung eines fraglichen Begriffs gilt, sondern nur zur vollständigen Ausprägung einer Wissenschaft bzw. Kunst und der betreffenden Expertise, mit anderen Worten für die „systematische Diairese“ notwendig ist. Bei den diairetischen Definitionen der Dialoge <Sophistes> und <Politikos> wird dieses vollständige Verfolgen aller Verästelungen weder gefordert noch ausgeführt. Der zweite Gesichtspunkt, für den Vollständigkeit gefordert wird, betrifft die Anzahl der Differenzierungsebenen. Dieser Anspruch wird im <Politikos> bei der unangemessenen Einteilung in Mensch und Tier erhoben. Auch wenn die Lösung des Problems dort mit anderen Mitteln ergriffen wird, so bedeutet wenigstens der ausgesprochene Ratschlag, nicht übereilt einige Einteilungsstufen zu überspringen, da das Verhältnis der Teile dadurch ungleichmäßig würde. Es ist offensichtlich jede Differenz zwischen den Einheiten der nächsten Ebene so zu wählen, dass homogene Gruppen entstehen; kann dies innerhalb einer Teilungsebene nicht erfolgen, so liegt nahe, dass die gesuchte Einheit erst in weiteren Schritten gefunden werden kann. Um den Menschen als Begriff zu erhalten, bedarf es daher vieler zusätzlicher Absonderungen. Bei der dritten Forderung nach Vollständigkeit handelt es sich um die Anzahl der Einheiten je Teilungsebene; diese ist natürlich nur von Belang, falls keine Dichotomie vorliegt. Das Einhalten dieser Forderung ermöglicht in erster Linie, die Gleichmäßigkeit der Einteilung zu erfassen. Darüber hinaus ist sie Voraussetzung für das didaktische Ziel, den Einsatz des so strukturierten Wissens für die Einordnung eines Gegenstandes zu ermöglichen¹³⁶. Erst

¹³⁵Der Einwand, dass trotz der festen Begriffe Mischzustände existieren, die so zwischen der einen und der anderen Farbe liegen, dass sie durch keinen Farbbegriff allein erfasst werden, ändert daran nichts. Schließlich bedarf es, um diesen Einwand zu formulieren und im Detail um von einem Mischverhältnis zu sprechen, selbst schon der Annahme diskreter Einheiten.

¹³⁶Vgl. Stenzel 1961, S. 59.

wenn sicher ist, dass keine weiteren Einheiten in der betreffenden Ebene existieren, man also alle Unterarten kennt, kann bewiesen werden, dass ein Gegenstand keiner als der bestimmten Art zufällt.

Bevor die Charakteristik der *διαίρεσις*-Methode abgeschlossen wird, bleibt zu erwähnen, dass es nicht unerheblichen Einsatz fordert, sich des Eindrucks der Beliebigkeit zu erwehren. Dieser führt bisweilen soweit, dass man sich geneigt sah, die Ernsthaftigkeit mancher Einteilungen in Platons Dialogen anzuzweifeln, sie vor allem im Gegensatz zu den Übrigen als ironisierenden Einschub anzusehen¹³⁷. Allen voran ist hier die Einteilung des Angelfischers zu nennen; aber auch die vorläufigen Definitionen des Sophisten erwecken den Anschein einer geschickt verpackten Provokation. Zudem wirken selbst die »ernsthaften« Einteilungen auf den Leser oft so, als wäre das Ziel der Methode, für welche die Anleitungen und Forderungen verfasst wurden, an ein – vor allem aus mnemotechnischem Blickwinkel – möglichst praktikable Bezeichnungs-Schema zu gelangen; das Resultat bilde also die Realität durchaus »begrifflich« ab, sei aber seinem Status nach letztlich nur Konvention.

Bei allem Zweifel erschließt sich jedoch eindeutig: Für Platon war – zumindest der Kernaussage nach – das Anliegen, Wissen in eine allgemeingültige begriffliche Struktur zu bringen, denkbar wichtig. Schon der mutmaßliche Vorläufer der Einteilungsmethode, die *Synonymik* des Prodikos von Keos¹³⁸, war auf das Ziel gerichtet, einen allgemein gültigen Anhaltspunkt für die Verwendung von Synonymen zu finden. Insbesondere aber Platon muss es darum gehen, ein zugängliches System der Ideen der (für ihn) Form-bestimmten Wirklichkeit zu erreichen. In Anbetracht der Ausprägungen seines Ideenkonzeptes stellt der Gedanke, durch geistige Analyse die logische Verbindung zwischen Begriffen extrahieren zu können, eine schlüssige Folgerung dar. Auf welche

¹³⁷M. Kranz stellt zur Frage der Ernsthaftigkeit eine kleine Übersicht zusammen (vgl. Kranz 1986, S. 140, Anm. 99). Unter den dort skizzierten Überlegungen sind vor allem zwei erwähnenswert: 1.) Die Einteilungen erwecken diesen ironischen Eindruck unbeabsichtigt, aber ihrer prinzipiellen Natur wegen; denn die Definitionen sind gegenüber dem „normalen Verständnis“ der Sache ungewohnt fremd und wirken eben deshalb „komisch“. 2.) Platon selbst will durch bewusste Übertreibung darauf hinweisen, dass allein mit dem Beherrschen der Methode, kein verlässliches Wissen generiert werden kann. Dieser zweite Gedanke wird vor allem deswegen attraktiv, weil ein überliefertes Fragment des Komikers Epikrates belegt, dass die Methode ihrer offenbar ausufernden Anwendung in der Akademie wegen heftiger Kritik von außen ausgesetzt war. Unter Umständen könnte das Platon dazu veranlassen haben, die Bedeutung der *διαίρεσις* mit ironischen Einschüben auf ihr rechtes Maß zu stützen.

¹³⁸Vgl. Schramm 2007, S. 92 und Fragstein 1967, S. 82.

Weise er sich der Stringenz des Verfahrens widmet und inwiefern diese der Methode überhaupt zuzuschreiben ist, steht es nun an zu untersuchen.

3.3.2 Kritische Betrachtung der Stringenz

Zunächst verdeutlicht sich durch das bisher geschilderte, dass **Platon** selbst davon ausging, die Entdeckung der Systematik der Begriffe, die hinter der $\delta\acute{\iota}\alpha\rho\epsilon\sigma\iota\varsigma$ stehe, sei zwar von hohem Stellenwert; die Methode aber im engeren Sinn und mit den von ihm explizit gegebenen Vorschriften, sei nicht von sich aus ein Garant, für eine korrekte Bestimmung wahrer Begriffsverhältnisse. Dafür ist allzu deutlich die Unsicherheit dargestellt, mit der aufgestellte Einteilungen verworfen und hinterfragt werden. Auch **M. Kranz** bezieht diese Position, indem sie schreibt:

Platon stellt die konkreten Dihairesen so dar, daß ein Hinterfragen notwendig und das Erfordernis einer weiteren Begründung durchsichtig wird.

[Kranz 1986, S. 84]

Diese Begründung findet sie in den Exkursen, die den Einteilungen zwischengeschoben sind. Wie man sehen konnte, liefern diese Einschübe aber weder für jeden Teilungsschritt ein ausreichendes Argument, noch beziehen sie sich alle ausdrücklich und eindeutig auf eine zuortbare Teilungsentscheidung. Darüber hinaus lässt sich kein allgemein anwendbares Prinzip hinter der Vielgestaltigkeit der eingeschobenen Passagen erkennen. Diese Begründung der Teilungen geschieht also, insofern sie überhaupt hinreichend als solche gehandelt werden kann, ohne feste Struktur und unmethodisch.

Einen Anhaltspunkt für ein allgemeines Prinzip hinsichtlich der Korrektheit einer Einteilung bieten ansonsten einzig die undeutlichen Hinweise auf die Orientierung an sichtbaren Einschnitten, wie etwa in dem Vergleich mit den Körpergliedern im \langle Phaidros \rangle , sowie das Prinzip der Dichotomie. Wie bei der Besprechung der beiden Unterscheidungs-Modi bereits herausgearbeitet wurde, ist die Stringenz einer Teilung vor allem im Modus der Dichotomie zu vermuten. Sicherheit aus logischer Sicht ist dort deshalb anzunehmen, weil durch den Ausschluss einer dritten Möglichkeit mit dem Aufzeigen der einen Art die zweite bereits fixiert ist. Die Differenz der Unterbegriffe benennen zu können, ist aber nur einer der kritischen Schritte. Entsprechend gilt zu

bedenken, dass auch der Hinweis auf die organische Gliederung nur den Teilbereich der Problematik betrifft, worin die Vollständigkeit der Begriffseinheiten einer Ebene gefordert ist. Was aber ist mit dem Hinweis eigentlich gesagt? Geht Platon davon aus, dass jeder Begriff für den sich eine nicht-dichotomische Teilung ergibt, in der Ausprägung der differierenden Eigenschaft diskrete Einschnitte aufweisen muss? Inwiefern sind diese Einschnitte dem Verstand dann zugänglich?

Um die Problematik noch deutlicher darstellen zu können, muss zuvor das wohl schwerwiegendste Problem des gesamten Konzepts der *διάρεσις* aufgezeigt werden: die fehlende Unterscheidung von Begriffsbereichen; die Methode soll, wie bereits geschildert, für jeden Gegenstandsbereich anwendbar sein. Die beträchtliche Differenz, die daraus entsteht, dass sich die Teilung einmal an logischen Merkmalen, die sich aus der Bestimmung des Oberbegriffs ergeben, ein andermal an empirischen Eigenschaften orientiert, deren »organische Struktur« bisweilen höchst zweifelhaft ausfällt, findet bei Platon keine Beachtung. Unter Berücksichtigung der ontologischen Implikationen seines Ideenkonzeptes ist dies auch nicht weiter verwunderlich, da davon ausgegangen wird, dass sich jegliche Erkenntnis »von den Ideen her« vollzieht. Gerade in der Unterscheidung der Begriffsbereiche aber fände sich eine Möglichkeit, zu erklären, weshalb bei bestimmten Begriffen das »sichere« Prinzip der Dichotomie der unsicheren diskreten Stufung weichen muss. Dieser Unterschied der Gegenstandsbereiche soll hier zur Verdeutlichung zunächst ein Beispiel erhalten. Ein Dreieck kann nach Euklid auf vier Arten konstruiert werden¹³⁹; jede beliebige weitere Konstruktion ist nur eine Umformulierung dieser vier. Dass es vier Arten der Dreieckskongruenz gibt, hängt wesentlich davon ab, was das Dreieck an sich ist. Bei Gegenständen, die nicht in der gleichen Weise logisch, d.h. durch begriffliche Definition erfassbar sind wie mathematische Konstrukte, sind wesensabhängige diskrete Stufungen überaus komplex zu begründen. Ein mögliches Beispiel dafür wäre die Anzahl diskreter Farben, die wiederum als Mischverhältnisse dreier Grundfarben zusammenfassbar sind. Im Beispiel der Farben spricht man heute im Zuge der Qualiadebatte von »Farberleb-

¹³⁹Ein Dreieck ist jeweils – abgesehen von seiner Lage und anderen äußerlichen Bestimmungen – durch folgende minimale Eigenschafts-Tupel definierbar: 1.) durch die Länge dreier Seiten; 2.) durch die Größe zweier Winkel und der Länge der dazwischenliegenden Seite; 3.) durch zwei Seitenlängen und die Größe des dazwischenliegenden Winkels; 4.) durch die Länge zweier Seiten und der Größe des Winkels, der der größeren der beiden Seiten gegenüber liegt. Vgl. Euklid ü.v. Thaer 1969, S. 5f, 8f, 16 u. 18f; Elm. I §4, §8, §22 u. §26.

nissen«, die im Gegensatz zum Kontinuum der Licht-Wellenlänge diskrete Ausprägung haben. Besonders aussagekräftig ist hinsichtlich des vorliegenden Problemfeldes, dass vor dem Hintergrund der Errungenschaften der naturwissenschaftlichen Forschung, die diese Diskrepanz zwischen Erlebnis und »physischer Wirklichkeit« feststellen musste, die Tendenz entsteht, das subjektive Erlebnis für das wissenschaftliche Ergebnis fallen zu lassen. So erklärt beispielsweise H.-J. Broszinski:

Wenn wir also sagen, der Gegenstand sei rot, so ist das lediglich eine Konvention über unser *subjektives Erleben* bestimmter physikalischer und physiologischer Vorgänge. In der Fachsprache werden derartige Erlebnisinhalte auch "Qualia" bezeichnet. Mit einem *objektivem Sosein* des Gegenstandes haben sie nichts zu tun.

[Broszinski 2009, S. 98]

Die Einteilung der Farben ist der typische Repräsentant für empirische Stetigkeit und begrifflich diskrete Stufung. Die Vermutung, dass hinter einem begrifflichen System zahlenmäßig begrenzter Stufen einer vom physikalischen Gesichtspunkt kontinuierlichen Größe, bloße Konvention steckt, kann aber ebenso gut an die abendländische Musiktheorie herangetragen werden. Die fixe Teilung einer Oktave in acht verschiedene Intervalle als die einzig »korrekte Einteilung« lässt sich bereits historisch widerlegen. Trotzdem kann man sinnvoll darüber streiten, ob eine Ansammlung von Tönen, die keiner gestuften Ordnung folgt, dem ästhetischen Anspruch eines Musikbegriffs genügt oder eben nur als Geräusch geführt werden sollte. Wie aber soll man angesichts dieser Unsicherheit bei empirischen Begriffen wie dem Ton oder der Farbe von der Möglichkeit einer allgemeingültigen Einteilung ausgehen?

Auch wenn Platon sicher der fortschrittlichen Einsicht des longitudinalen Wellencharakters des Schalls oder des transversalen Wellencharakters des Lichts entbehren musste, so kann man doch belegen, dass seine Ansicht sich ausdrücklich von der empirischen Quantisierung distanziert; in der <Politeia> lässt sich folgende Passage finden:

[...] einige behaupten, sie hätten noch einen Unterschied des Tones und dies sei das kleinste Intervall, nach welchem man messen müsse, andere aber leugnen es und sagen, sie klängen nun schon ganz gleich, beide aber halten das Ohr höher als die Vernunft. [...] Ich] leugne, daß diese Leute etwas von der Sache sagen, [...] sie suchen in diesen gehörten Akkorden nach Zahlen, aber sie steigen nicht zu Aufgaben, um zu suchen, welches harmonische Zahlen sind und welches nicht, und weshalb beides.

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990g, S. 607; Resp. 531a7-b1]

Diese „Leute“ hoffen eine atomare Einheit nicht innerhalb der Theorie zu finden, sondern durch empirisches Experimentieren. Aus der deutlich negativen Konnotation, mit der das empirische Vorgehen von der Analyse des Dialektikers unterschieden wird, lässt sich zumindest schließen, dass **Platon** im Bewusstsein aller empirischer Unsicherheit gerade auf die logische Makrostruktur setzen will; ihm geht es konsequent um das Auffinden erkenntnismäßiger Einheiten. Die aufgestellte Analogie der organischen Teilung ist allerdings bei weitem zu ungenau, um der dargestellten Problematik zu begegnen; deshalb kann man durchaus behaupten, dass **Platon** zwar die Notwendigkeit der Annahme natürlicher Arten deutlich herausarbeitet, von einer stringenten Antwort der Frage nach deren Gewinnung aber weit entfernt ist.

Die erwähnte Sicherheit, die sich angeblich bei der dichotomischen Teilung ergibt, kann aufgrund zahlreicher Beispiele in den Dialogen überprüft werden. Dies soll nun an der bereits zusammengefassten¹⁴⁰ Einteilung der Staatskunst aus dem <Politikos> vorgeführt werden. Da sich die Vollständigkeit der Teile einer Gliederungsebene natürlich nur dann ergibt, wenn die beiden Teile der Dichotomie einander entgegengesetzt sind, ist der Gegensatzcharakter der gegebenen Begriffspaare aufschlussreich. Für die betreffenden Einteilung können dabei die Begriffspaare: Eigengebot und Fremdgebot, lebendig und nicht-lebendig sowie einzeln oder in Herden unproblematisch als einander ausschließende Gegensätze akzeptiert werden. Schwieriger sind die Paare einsehend und verrichtend, sowie gebietend und beurteilend. Für beide Unterscheidungen werden verschiedene Beispiele für den jeweiligen Überbegriff gesucht und in jeweils zwei Arten zusammenge-

¹⁴⁰Vgl. oben Abschnitt 3.2.4 (S. 59).

fasst¹⁴¹. Dadurch ist aber für die gegebenen Fälle nicht erklärt, warum für die jeweilige Ebene bereits alle Arten erfasst wurden. Wie bereits erläutert, ist die binäre Teilung hinsichtlich der Vollständigkeit der Arten einer Ebene nur dann als stringent anzuerkennen, wenn die Begriffspaare auf der kontradiktorischen Gegensätzlichkeit eines Merkmals beruhen. Für die betreffenden Unterscheidungen ist ein solches Merkmal, selbst wenn es sich fassen ließe, aber jedenfalls nicht explizit gegeben. Es steht keineswegs fest, dass sich nicht noch mehr Beispiele finden ließen, die man nicht unter die beiden Arten einordnen kann. Diesbezüglich ist also festhalten, dass eine binäre Teilung auch nur dann als sicher angesehen werden kann, wenn der Vorgang über die Wahl eines Merkmals führt, das selbst dichotomische Züge aufweist.

3.3.3 Mängel der Spezifikation

Nachstehend folgt eine Auflistung einiger Mängel, welche der Spezifikation der διαίρεσις bei Platon in Anbetracht des geistigen Prinzips, das hinter der Methode steht, anhaften. Eine Ausarbeitung der Lösungsvorschläge wird, wo durch die Betrachtung des Abschnitts über die aristotelische Definition noch auf weitere Klärung zu hoffen ist, zurückgestellt. Neben der Frage, *wie viele* Einheiten eine Ebene der Untergliederung umfasst, stellt sich vor allem die der Hinsicht der Untergliederung. Mit *Hinsicht* sei hier die Grundlage oder Ziel der Differenzierung von Unterbegriffen bezeichnet. Obwohl er die Möglichkeit, einen Überbegriff in mehrerlei Hinsicht einzuteilen, nicht ausdrücklich reflektiert, liefert Platon neben einigen versteckten Hinweisen¹⁴² selbst ein ausführliches Beispiel: den Laut. Die Einteilung des Lauts im <Philebos> wird einmal hinsichtlich dessen Bedeutung in der Musik, einmal hinsichtlich dessen Struktur in der Sprache vollzogen. Die διαίρεσις der Buchstaben ist dabei deutlich an den für diese relevanten Eigenschaften orientiert, wohingegen für die Einteilung nach Tonintervallen nur die Möglichkeit ihres harmonischen Zusammenklangs ausschlaggebend ist. Wenn es aber von der Sache her gar nicht feststeht, in welcher Hinsicht man die Teilung vornimmt, wie kann eine bestimmte Einteilung der Sache dann gerecht werden? Als mögliche Lösung böte sich an, den Gegenstand im ersten Schritt nach den möglichen Hinsichtnahmen zu gliedern;

¹⁴¹Vgl. Plt. 258d4-e5 und 259e5-b5.

¹⁴²Vgl. z.B. Plt. 258b7-11.

damit wäre im Beispiel des Lauts dieser einesteils Sprachlaut, anderenteils der Laut des Tones. Man bemerkt auch ohne den Hinweis, dass auch für die Sprache die Tonhöhe eine gewisse Rolle spielt, dass diese Lösung so nicht zielführend sein kann. Überdies ist die Sprache bei den Menschen bekanntlich auch nicht nur eine! Das Gravierende an der Unbestimmtheit der Hinsicht durch Platons Spezifikation der Methode ist der Mangel, nicht beurteilen zu können, ob die Einteilung unter einer Hinsicht angemessener ist als unter einer anderen. Man könnte eine Pflanze beispielsweise nach biologischen Gesichtspunkten, oder nach Kriterien der Nutzbarkeit als Nahrungsmittel einteilen. Weizen wäre im einen Fall der »Rohstofflieferant« für Brot, im anderen eine Art Süßgras. Natürlich könnte man diese Hinsichten verflechten, und beispielsweise in als Nahrungsmittel geeignete und ungeeignete Süßgräser teilen. Allerdings bliebe stets fraglich, ob oder weshalb eine bestimmte Einteilung der Sache am meisten entspricht; denn solange man sich nur an den »Vorschriften« Platons orientiert, ließen sich viele gleichwertige Einteilungen finden, die gleich homogen, gleich vollständig und gleich ausführlich wären. Die Frage der Hinsichtnahme kann mit seinen Ausführungen nicht gelöst werden und muss zu einem späteren Zeitpunkt noch weiter verhandelt werden.

Ein weiterer Aspekt, den man in Platons Werk vergeblich sucht, ist die Ausführung der Faktoren, die bestimmend auf die Wahl des unterscheidenden Merkmals der Unterbegriffe wirken. Eben wurde angedeutet, dass die Hinsicht ein Kriterium für die Unterscheidung bieten könnte. Ferner muss diese Differenz schon aus logischer Notwendigkeit auch durch den Oberbegriff bestimmt sein, da sie zwar seine Unterbegriffe teilen muss, ihn selbst aber nicht tangieren darf. Auch hier lassen sich mit Platon keine handfesten Kriterien aufstellen; die Bestimmungen zur *artbildenden Differenz* bei Aristoteles versprechen diesbezüglich aber Abhilfe.

Weiterer Klärungsbedarf besteht hinsichtlich der Frage, durch welche Faktoren das Ende einer Einteilung verursacht wird. Wieso ist beispielsweise die Einteilung bei den Sprachlauten, die den einzelnen Buchstaben entsprechen, zu Ende? Inwiefern sind diese Einheiten nicht weiter teilbar? Platon selbst fordert, zumindest für die „systematische“ Einteilung, dass sie bis zu den unteilbaren Einheiten fortzuführen ist. Die Frage lautet also auch, inwiefern die Möglichkeit der Teilung bei höheren Einheiten vorliegt, bei den untersten aber nicht mehr. Die Erwägung, dass es einen solchen Endpunkt, das $\alpha\tau\omicron\mu\omicron\nu$

εἶδος, überhaupt nicht geben kann, führt I. Kant aus. Er erklärt, dass ein Begriff niemals die volle Bestimmung eines Gegenstandes leiste, somit „auch nicht zunächst auf ein Individuum bezogen sein könne, folglich jederzeit andere Begriffe, d.i. Unterarten, unter sich enthalten müsse“ [Kant 1990, S. 615; A655f/B683f]. Allerdings ist ihm in dieser Beziehung nicht grundsätzlich beizupflichten; zumindest der alltägliche Sprachgebrauch kennt das Ende einer Spezialisierung. Zwei Äpfel der selben Sorte beispielsweise werden nur noch anhand von äußerlichen Merkmalen voneinander unterschieden, wie etwa Lage, Ort oder Zustand. Je nach Absicht können zwar auch diese weiter »eingeteilt« werden, z.B. in essbar und verdorben; diese Gliederung hätte aber nichts mehr mit der ursprünglich biologischen gemein, sondern unterläge einer anderen Hinsicht, im diesem Beispiel: der Qualität als Nahrung.

Rückblickend kann die Methode in der gegebenen Fassung selbst in Kombination mit der dialektischen Begründung den diairetischen Definitionen nicht den Anschein nehmen, sie seien im Bestfall eine an der Vorgabe der Sache und zudem am tradierten Sprachgebrauch orientierte Konvention. Jede Entscheidung darüber, ob eine Definition oder Einteilung einer Sache in ihrem Wesen gerecht wird, kann aus dem menschlichen Blickwinkel aber nur durch eine eigene, vielleicht auch unausgesprochene Definition der Sache erfolgen. Die herausragende Errungenschaft Platons ist darum weniger die Spezifikation der Methode als mehr das durch sie erreichte Aufzeigen der hierarchischen Struktur begrifflichen Denkens.

4 Hierarchische Strukturen bei Aristoteles

Es ist nicht weiter verwunderlich, dass man dazu neigt, die Entwicklung platonischen Gedankenguts in der Aufnahme und Kritik seines berühmten Schülers als einen philosophischen Fortschritt zu sehen. Allein schon die Anwendung des Fortschrittsgedankens auf philosophische Denkprozesse verpflichtet nachgerade zur Auffassung, die fortwährende Beschäftigung mit einem bestimmten »geistigen Material« müsse sozusagen zunehmend Rendite tragen und der Unternehmung Philosophie steigende Gewinne einbringen. Dabei werden Gedanken oftmals in ganz unterschiedliche Richtungen getragen, um dort in anderem Bezug Einsatz zu finden. Das andere Extrem ist, nur negative Assoziationen hinsichtlich der Schaffenskraft des Philosophen zu ergreifen, indem nicht nur Aristoteles' Entwicklungsgeschichte, sondern ebenso sein Werk allein daraufhin beurteilt wird, dass er „so anhaltend unter dem Einfluß eines völlig anders gearteten, überragenden Genies gestanden hat und ganz in seinem Schatten aufgewachsen ist“ [Jaeger 1955, S. 9].

Es empfiehlt sich grundsätzlich jedem philosophischen Gedanken zunächst isoliert nachzugehen, bevor man dazu überwechselt, persönliche, gesellschaftliche und historische Verhältnisse nach Bedingungen abzusuchen, die diesen Gedanken beeinflussen hätten können. Es wäre schlicht falsch, eine durchaus tief greifende thematische Verbindung der Philosophen abzulehnen, doch sind – wie so oft – Extrempositionen eher hinderlich als gewinnträchtig. Weder lässt sich Aristoteles' Werk in eine einzige Kritik an den vermeintlichen Verfehlungen der Lehrmeinungen seines Meisters verkürzen, noch muss man im vollen Umfange den folgenden Worten W. Viertels zustimmen:

Man kann in der aristotelischen Philosophie keinen Schritt tun, ohne Platos Meinung zu kennen, jeder Satz der aristotelischen Philosophie ist nur angemessen zu begreifen als Antwort auf Plato.

[Viertel 1982, S. VII]

Es gestaltet sich schwierig, wenn nicht sogar bedenklich, das Wirken eines Autors in ein System zu verdichten, es beispielsweise in Form einer „verschwommenen Gesamtvorstellung ›Platon‹“ [Jaeger 1955, S. 13] in eine Einheit zu fassen, auf welche sich das Werk eines anderen als Antwort richten soll. Man versuche, sich eine derartige Einheit nur einmal für die eigene Person auszumalen und dann die Vorstellung einer stringenten Position festzuhalten, welche sich über einen erwähnenswerten Zeitraum der eigenen Schaffenszeit erhalten kann. Es genügt mithin völlig, sich die große Rolle der Prägung des thematischen Raums bewusst zu halten, die die akademischen Jahre auf Aristoteles ausgeübt haben müssen. Die philosophischen Konzepte aber sollten als jeweils unabhängige selbst bestehen dürfen. So hat die „auf das Methodische gerichtete letzte Periode Platons“ seinem Schüler zwar eine „eindeutige Richtung gewiesen und seiner speziellen Veranlagung ein Feld fruchtbarer eigener Arbeit eröffnet“ [Jaeger 1955, S. 13f]; die Ausprägungen jener Arbeit aber verdienen bezüglich des jeweiligen Themas die Wertschätzung eines eigenständigen Gedankens, selbst wenn sie sich mancher Anspielungen und Verweise bedienen.

Die vorliegende Arbeit wird nun in der Tat eine philosophische Weiterentwicklung des platonischen Konzepts bei Aristoteles feststellen, welche wiederum notwendigerweise die rege Aufnahme der »geistigen Materie« Platons voraussetzt. Allerdings soll dieses Ergebnis nicht zu den eben dargelegten Gemeinplätzen geordnet werden, sondern als der Sache nach gerechtfertigtes Urteil Bestand haben dürfen.

Das Konzept, das im Anschluss für das Thema dieser Arbeit gewinnbringend Einsatz finden wird, besitzt im Grunde einen stark differierenden Schwerpunkt; es steht bei Aristoteles oftmals in Verbindung mit dem Gedanken der hierarchischen Struktur der Begriffe, hat sein zentrales Bedeutungsfeld aber bei der Frage des Eigentlichen, der Verwirklichung, der Grundlage von Veränderung und Möglichkeit; die Rede ist von Aristoteles' Wesensbegriff, der οὐσία (auch: Substanz, Essenz). Natürlich ist auch in seiner Charakteristik der Definition das Prinzip, das hinter Platons διαίρεσις steckt,

klarer und deutlicher ausgedrückt, als es in dessen überlieferten Dialogen aufzufinden wäre. Doch stellt rein strukturell gesehen die Definition bei **Aristoteles** im Vergleich zur Einteilung keine eigentlich neue Erkenntnis dar; sie reduziert die Theorie nur axiomatisierend auf einen minimalen Bestimmungsanteil¹⁴³. Inhaltlich werden jedoch Probleme aufgerollt, die bei **Platon** nicht im eigentlichen Sinne aufzuweisen sind. Dazu zählen in erster Linie die Fragen, wie die Definition eine Bestimmung leisten und was genau überhaupt definiert werden kann. Im besonderen Maße bedeutend für die aktuelle Untersuchung ist **Aristoteles'** Charakteristik der spezifischen (artbildenden) Differenz. Die explizite Aufnahme des Einteilungsverfahrens verfehlt – zumindest wenn man sie auf **Platons** Ausführungen bezieht – teilweise in ihrer Kritik; dies ist insbesondere dort festzustellen, wo sie gegen die Dichotomie argumentiert; in einem zentralen Punkt trifft **Aristoteles** aber die *wesentlichen* Säumnisse des Verfahrens, insofern es als Methode gelten soll, die Wirklichkeit stringent zu beschreiben.

Bei der Analyse des aristotelischen Werks in Hinblick auf das gegenwärtige Thema werden Stellen aus der *⟨Kategorienschrift⟩*, den beiden *⟨Analytiken⟩*, der *⟨Topik⟩* sowie der *⟨Metaphysik⟩* in Augenschein genommen; für die explizite Kritik an der Einteilungsmethode und weitere vereinzelte Belege werden noch andere Werke herangezogen. Die Texte treffen an vielen Stellen auf die Problematik der vorliegenden Arbeit, jedoch wäre kein einzelner Text zu nennen, dessen zentrales Beschäftigungsfeld einen eindeutigeren Fokus auf diese besitzt als die anderen. Auf etwaige Entwicklungen der Konzepte wie auch einzelner Termini wird nur am Rande eingegangen, eben nur insofern sie mit der zentralen Fragestellung dieser Arbeit zu tun haben. Diese gliedert sich für den gegenwärtigen Teil der Arbeit in folgende Punkte:

1. Inwiefern findet sich das Moment hierarchischer Ordnung der Begriffe im aristotelischen Definitionskonzept wieder?
2. Wie sieht die explizite Bewertung des Einteilungsgedankens bei **Aristoteles** aus?
3. Findet man bei **Aristoteles** philosophische Konzepte, die eine Erweiterung der Einsicht in das Moment geordneter Begriffsstrukturen ermöglichen?

¹⁴³Vgl. Stenzel 1924, S. 135f.

Teilweise wurde nun schon vorweggenommen, in welcher Richtung vor allem für die dritte Frage nach einer Antwort gesucht wird. Da es für die Betrachtung der expliziten Kritik notwendig ist, Aristoteles' Gedanken nachvollziehen zu können, werden zunächst dessen Begriffe der Definition und des Wesens dargestellt. Nach einer Betrachtung der Kritikstellen wird der Versuch unternommen, den Erkenntnisgewinn dieses Teils der Arbeit in einer Gegenüberstellung einzelner Konzeptmomente der beiden antiken Autoren zu konkretisieren.

4.1 Definition

Die Definition (ὁρισμός) erhält man laut Aristoteles, soviel wurde zum Begriff der Definition bereits erklärt¹⁴⁴, indem man zu dem zu definierenden Begriff dessen Gattung sowie seine spezifische Differenz angibt. Diese Aussage findet man an den Stellen Top. A 8, 103b14f und Met. Z 12, 1037b29f belegt¹⁴⁵. Dabei ist eine kleine Abweichung zu entdecken, denn während in der <Topik> noch schlicht von Gattung und Differenz (διαφορά) die Rede ist, liest man in der <Metaphysik> bereits von der »ersten Gattung« (πρῶτον γένος) und mehreren Unterschieden (διαφοραί). Dies kann auf zwei Weisen interpretiert werden: Aristoteles verändert sein Konzept der Definition, sodass die Version der <Metaphysik> lautet, man müsse – im Bild des Begriffsbaumes gesprochen – vom »Stamm« ausgehend jede Differenz einer Teilung nennen, bis der »Ast« erreicht würde, der den gesuchten Begriff darstellt; in der Version der <Topik> ist für die Definition nur das Angeben des nächst höheren Begriffs nötig, der für das Definiendum eben Gattung ist, sowie die Benennung der einen spezifischen Differenz dieser Verzweigung. Die harmonisierende Lesart hingegen nimmt die Aussage, man müsse den Unterschied in seine Unterschiede zerlegen¹⁴⁶, wörtlich und erklärt, die vielen Unterschiede könnten für die Definition zu einem einheitlichen »Gesamt-Unterschied« zusammengefasst werden. Der Stelle in der <Metaphysik> folgt die Erklärung, die anderen Gattungen, seien eben die dazwischenliegenden Stationen bei jeder Unterscheidung. Diese Erläuterungen

¹⁴⁴Vgl. oben Abschnitt 2.4 (S. 22).

¹⁴⁵Es sind dies natürlich nicht sämtliche Stellen. Eine Übersicht über Nachweise in der <Topik> findet man bei Viertel 1982, S. 43, Anm. 2.

¹⁴⁶Vgl. Met. Z 12, 1038a9f.

erinnern nicht von ungefähr an Platons Einteilungsmethode; sie beschreiben lediglich die Stufen einer solchen Einteilung mit anderen Begriffen. Deutlich wird der Bezug zu den Gedanken des Lehrers auch durch das gewählte Beispiel, in dem der Laut als Gattung angegeben wird und die Buchstaben (στοιχεῖα) als resultierende Arten der Differenzierung¹⁴⁷. Hervorstechend allerdings ist bei Aristoteles eher die Konzeption der Bedeutungszusammenhänge der einzelnen Strukturelemente. Neu sind damit auch die Ausführungen zur Differenz, deren Verhältnis zu vorausgehenden Differenzen und somit zur Gattung von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Laut W. Viertel ist dies eben auch der »Fortschritt« der <Metaphysik>; er erklärt:

Das besondere Problem der Definitionstheorie der Topik war ja das Verhältnis von Differenz und Gattung. Dieses Verhältnis blieb unklar;

[Viertel 1982, S. 251]

Bevor sich diesem Kernstück der Definition zugewandt wird, soll zunächst noch die Bedeutung der Definition und ihre Aufgabe nähere Betrachtung erfahren.

4.1.1 Charakteristik: Gegenstand und Probleme

Die Vokabel εἶδος wird von Aristoteles unzweifelhaft mehrdeutig verwandt. Die Schwerpunkte liegen dabei zum einen in der Bedeutung der Form (μορφή) im Gegensatz zum Stoff (ὕλη, auch: Materie u. Material), zum anderen in der Bedeutung der Art, also als Relationsbegriff zur Gattung. Der Unterschied ist an einigen Stellen leicht zu übersehen; eindeutig wird er aber, wenn es darum geht, ein εἶδος für Individuen anzunehmen; denn dort ist die Bedeutung der Art nicht sinnvoll, die der Form in bestimmter Weise schon: Bei Lebewesen wird eine Identität über die verschiedenen Stadien der Ontogenese hinweg angenommen; selbst wenn es stirbt, spricht man noch von *seinem* Leichnam. Wenn aber beispielsweise ein Stein zerbricht, so resultiert dies lediglich in zwei neuen Steinen. Für eine konkrete organische Einheit muss also im strengeren Sinn eine Form bestehen, um – trotz der Veränderung – von dieser Form als der durchgängig selben Einheit, als *einem* Wesen sprechen zu können. Diesem Gedanken entsprechend entwickelt

¹⁴⁷Vgl. Met. Z 12, 1038a6-8.

Aristoteles schließlich auch seine Begriffe der formbestimmten Möglichkeit, Veränderung und Verwirklichung.

Ausgesprochen unübersichtlich wird die Sachlage allerdings, sobald die Gattung als Stoff der Definition erklärt wird¹⁴⁸. Es gilt als umstritten, inwiefern die beiden Bedeutungen Art und Form bei Aristoteles nicht nur dem Namen nach, sondern auch dem Sinn nach zusammengehen¹⁴⁹. H. Steinfath beispielsweise nimmt an, dass „unter Form die unterste Art oder Spezies zu verstehen“ [Steinfath 1996, S. 232] wäre, dass also die beiden Bedeutungen im ἄτομον εἶδος konvergieren; allerdings sind derartige Aussagen mit angemessener Verlässlichkeit nur für Teile des aristotelischen Werks sinnvoll. Aufschlussreich ist auch die Verbindung zur οὐσία, die Aristoteles in Met. Z 7 mit dem εἶδος gleichsetzt¹⁵⁰. Diese Überlegungen sind von Bedeutung, da er in der <Metaphysik> dieses εἶδος als Gegenstand der Definition ausweist¹⁵¹. Dass er es hierbei in Verbindung mit dem Begriff des Allgemeinen (καθόλου) nennt, kann man entweder als Entscheidung für die Bedeutung der Art werten oder als Hinweis nehmen, dass ein Zusammengehen beider Bedeutungen durchaus möglich ist. Grundsätzlich wird die Terminologie hier so verstanden, dass Definition (notwendig aber nicht hinreichend) in der Identifikation des Definiens mit dem Definiendum besteht; dabei wird das εἶδος als Art das definierte Element sein, Gattung und Differenz wiederum sind die definierenden Elemente¹⁵².

In der <Topik> wird Definition aber auch als der Teil der Eigentümlichkeit (ἴδιον, Proprium) genannt, welcher das τί ἦν εἶναι (»was es hieß, dies zu sein«) erklärt¹⁵³. Eigentümlich sind bei Aristoteles die Bestimmungen, die nur einem bestimmten Begriff, bzw. einem Wesen zukommen, welche man somit, will man das betreffende Wesen bezeichnen, in der Rede an dessen Stelle setzen kann. Im Gegensatz zur Definition ließe dies auch die Beschränkung auf einen bestimmten Geltungsbereich zu; wie etwa wenn man eine Sache durch eine ihr an sich nebensächliche Eigenschaft bezeichnet,

¹⁴⁸Vgl. Met. Δ 28, 1024b4-6 und Z 12, 1038a5-9. An letzterem Ort verwendet Aristoteles, um zum Ausdruck zu bringen, dass er von Arten, nicht Formen spricht, die Kombination γένους (»gattungsmäßige«) εἶδη.

¹⁴⁹Vgl. Rapp/Wagner 2005, S. 147.

¹⁵⁰εἶδος δὲ λέγω τὸ τί ἦν εἶναι ἐκάστου καὶ τὴν πρώτην οὐσίαν („unter Form verstehe ich das Was-es-ist-dies-zu-sein jedes Einzelnen und das erste Wesen“) [Aristoteles ü.v. Schwarz 2007, S. 177; Met Z 7, 1032b1f].

¹⁵¹Vgl. Met. Z 11, 1036a28f.

¹⁵²Vgl. Top. A 5, 102a13ff sowie Viertel 1982, S. 250.

¹⁵³Vgl. Top. A 4, 101b19-23 oder Z 1, 139a31f.

die an ihr in einem bestimmten Moment besonders hervorsteht. Der Philosoph spricht beispielsweise davon, das man die einzig sitzende Person im Raum mit der Eigenschaft *sitzend* zwar identifizieren, durchaus aber nicht ihr Wesen beschreiben könnte¹⁵⁴. Rein vom extensionalen Gesichtspunkt steht das Proprium der Definition also in nichts nach¹⁵⁵, nur handelt es sich im Fall der relativen Eigentümlichkeit eben doch um ein akzidentielles Merkmal, das dem Subjekt einer Aussage als solches eben nur zufällig (unter einer bestimmten Perspektive, in einer bestimmten Situation) zukommt; im Fall des »generellen« Propriums wird das betreffende Wesen bloß identifiziert, nicht aber hinreichend ausgezeichnet. In diesem Sinn kann man sagen, Aristoteles hätte mit der Unterscheidung der beiden Prädikabilien Definition und Proprium einen wesentlichen Bedeutungsunterschied zwischen extensionalem und intensionalem Begriffsverständnis gefunden; denn wenn es nur darum geht, der Menge der Individuen zu einem Begriff habhaft zu werden, so genügt offensichtlich beides. Für Aristoteles existiert aber diese durchaus nicht selbstverständliche Unterscheidung, dass nicht nur Merkmale existieren, die notwendig mit einer Art verbunden sind, sondern auch solche, die die Notwendigkeit des So-seins des Wesens begründen. Laut T. Wagner konzentriert sich der Unterschied darin, „daß das i. [das Proprium] keine erklärungs-fähige Antwort auf die Frage gibt, was etwas ist“ [Wagner 2005, S. 292]; als ausschlaggebendes Moment in dieser Beziehung ist also die Erklärungsleistung der Definition zu nennen.

Betrachtet man die Beispiele, die Aristoteles in der <Topik> oder auch Porphyrius in dessen <Isagoge> geben, so fällt jedoch auf, dass Eigentümlichkeiten durchaus von der Definition aus *begründbar* dem jeweiligen Wesen eigentümlich zukommen; denn »des Lachens fähig« oder »der Schreibkunst fähig« zu sein bedarf es in erster Linie der Vernunft¹⁵⁶. Die Vernunftbegabtheit des Menschen ist Ursache im Sinn der *causa materialis* sowohl für das Lachen wie auch für das Schreiben, weshalb sich vielleicht ein grundsätzliches »Ableitungsprinzip« ersinnen ließe. Dieses könnte darauf lauten, dass unter allen auffindbaren Proprien dasjenige als Definition anzunehmen sei, welches als

¹⁵⁴Vgl. Top. A 5, 102a24-26 und b19ff.

¹⁵⁵Vgl. Wagner 2005, S. 291.

¹⁵⁶Die Beispiele der Proprien finden sich in Top. A 5, 102a18-22 sowie Isg. 2, 2b; die Definition des *animal rationale* ist ebenso in Isg. 2, 2b. Sinnvoll ist der Einwand selbstverständlich nur für die Definition nach Porphyrius, die sich der Verfasser der vorliegenden Arbeit allerdings herausnimmt, treffender zu finden denn Aristoteles' Paradebeispiel des »zweibeinigen Lebewesens«.

Ursache der anderen anzusehen ist. Gegen dieses mögliche Prinzip spricht jedoch, dass zu einer aus rein biologischem Blickwinkel gegebenen Definition wie der des »zweibeinigen Lebewesens« allerdings keine sichtbare Verbindung besteht, so auch nicht zwischen dem Wiehern eines Pferdes und seiner Einordnung in eine biologische Systematik als Unpaarhufer. Festzuhalten ist jedenfalls, dass eine Definition notwendig ein *Proprium* sein muss.

Die Definition ist weiterhin das zusammengesetzte Ganze einer Rede (*λόγος*, »Begriffsreihe«), welche als solche selbst aus Begriffen besteht. In *Top. Z* werden nähere Bestimmungen dazu gegeben, inwiefern bei Angabe einer Definition die Tauglichkeit verschiedener Begriffe unterschieden werden kann. Die Aussage, die für das Definiens verwendeten Begriffe müssten besonders klar (*σαφειστάτη*) sein¹⁵⁷, ist keineswegs der Gemeinplatz, dessen Anschein sie zunächst unterliegt. **Aristoteles** erklärt in genanntem Buch eingehend die verschiedenen Arten der Unklarheit, die das Vokabular der Definition tragen kann. Allen voran wird auf Homonymie und die Verwendung von Metaphern verwiesen; letzteres ist unmissverständlich als Seitenhieb gegen **Platon** zu werten, der sich derartiger Einschränkung keineswegs unterwirft. Ein besonders signifikantes Eignungskriterium ist aber auch der Ausschluss der rekursiven Bestimmung. Im 4. Kapitel verdeutlicht er, dass durch ein Späteres nicht ein Früheres erklärt werden könne wie beispielsweise der Punkt als Grenze der Linie¹⁵⁸; denn um die Linie zu definieren, wenn man nicht dem selben Fehler folgend sie wiederum als Grenze einer Fläche erklärt, wird zuvor der Begriff des Punktes benötigt. Übertragen auf die Elemente der Definition, sind Gattung und Differenz »früher« und somit bekannter als die Art. »Früher« und »später« sind dabei Angaben der Bedeutung für die Erkenntnis einer Sache. Beispielsweise ist für das Begreifen der Bedeutung von Spitzwinkligkeit und Stumpfwinkligkeit notwendig, die Bedeutung der Rechtwinkligkeit zu kennen, da beider Definierbarkeit vom Sinn des letzten abhängt; somit ist der rechte Winkel in diesem Sinne und der Definition nach »früher« als der stumpfe oder der spitze¹⁵⁹.

¹⁵⁷Vgl. *Top. Z* 139b12ff.

¹⁵⁸Vgl. *Top. Z* 141b19-21.

¹⁵⁹Vgl. *Met Z* 10, 1034b30ff.

Ein herausragend komplexes Problem ergibt sich für Aristoteles (in Met. Z 10-13) daraus, dass das Definiens als λόγος aus Teilen – nämlich mehreren Begriffen – besteht, obwohl die Definition eine einheitliche Bestimmung eines einheitlichen Wesens darstellen soll. Wie H. Steinfath erklärt, kann die Einheit der Definition eigentlich leicht ergriffen werden, da es „Definitionen im strengen Sinn nur von Substanzen geben soll und Substanzen durch eine besondere Form von Einheit ausgezeichnet sind. Die Einheit der Teile der Definition soll in der Einheit der Substanz gründen, die ihr Gegenstand ist [...]“ [Steinfath 1996, S. 229]. Aristoteles allerdings dreht die Argumentation um und fragt stattdessen, ob nicht die Teile der Definition korrespondierenden Teilen des Gegenstandes der Definition entsprechen müssten. Die Aufstellung des Problems lautet damit folgendermaßen:

Da aber die Definition ein Begriff [λόγος] ist und jeder Begriff über Teile verfügt und der Teil des Begriffes sich zum Teil der Sache gleich verhält wie der Begriff zur Sache, so stellt sich bereits die Frage, ob der Begriff der Teile im Begriff des Ganzen enthalten sein muß oder nicht. Bei manchen nämlich scheint er enthalten zu sein, bei manchen nicht.

[Aristoteles ü.v. Schwarz 2007, S. 184; Met. Z 10, 1034b20-25]

Ohne sich der im Übrigen nur recht umständlich begründbaren Herleitung dieser Frage zu widmen, muss zum einfacheren Verständnis noch folgendes geklärt werden: Aristoteles spricht hier von λόγοι nicht ὀρισμοί, um den Charakter des Zusammengesetzt-seins der Definitionen zum Vorschein zu bringen. Das Verhältnis zwischen Teil des Begriffs und Teil der Sache, soll dem Verhältnis des gesamten Begriffs zur gesamten Sache entsprechen; somit muss das Verhältnis des Definierens gemeint sein¹⁶⁰. Die Frage lautet also, ob die Definition aus vorher definierten Begriffen der Bestandteile der zu definierenden Sache besteht. Könnte dieses Konstitutionsverhältnis, selbst wenn es nur für einen begrenzten Bereich Sinn ergibt, festgestellt werden, so wäre eine Möglichkeit gegeben, eine Definition auf andere Weise als nur über den bereits beschriebenen Weg, nämlich über die Teile ihres Gegenstandes zu erreichen. Aristoteles beantwortet seine Frage sogleich, jedoch teilweise positiv, teilweise negativ. Dies wird durch eine Differenzierung

¹⁶⁰Vgl. zu beiden Erklärungen: Mesch 1996, S. 139.

des Begriffs vom Teil ($\mu\acute{\epsilon}\rho\omicron\varsigma$) begründet, der sich einerseits an der Form, andererseits am Stoff orientiert. Die stofflichen Teile sind nicht dafür geeignet, als Definitionsbausteine für eine Gesamtdefinition zu fungieren. Aristoteles' Beispiele für solche stofflichen Teile sind die Segmente eines Kreises oder die Glieder eines Lebewesens; sie werden durch Trennung der räumlichen und also stofflichen Gesamtheit eines Gegenstandes erreicht. Inwiefern diese Teile dann selbst einem Begriff unterstehen, ist eigentlich zweitrangig; wichtig ist dies lediglich bezüglich der Verwechslung der beiden Arten des Teil-seins. Nur weil ein stofflicher Teil unter einen eigenen Begriff zu fassen ist, bestimmt die Summe dieser Teile nicht das Wesensganze. Eine ähnliche Konfusion begangen zu haben, könnte man beispielsweise Platon mit seinem Bild der »gliedermäßigen« Teilung im <Phaidros> unterstellen¹⁶¹. Dass der »gute Koch« an den Gelenken trennt, bewirkt zwar, dass begrifflich fassbare Teile resultieren. Die Begriffe dieser Teile sind aber nicht, was als Quintessenz der Stelle (Phdr. 265eff) durchaus angedeutet ist, definierende Bausteine der begrifflichen Gesamtheit des Schlachttiers. Aristoteles treibt diese Trennung sogar soweit, dass ihm der stofflich abgetrennte Finger nur noch als Homonym des funktionsfähigen Fingers eines Lebewesens gilt¹⁶²; er ist nicht mehr im eigentlichen Sinn Finger, dessen Begriff sich im wesentlichen durch seine Funktion und sein Bestandteil-sein in Bezug auf das Lebewesen bestimmt. Für Aristoteles sind die stofflichen Teile also ihrem Begriff nach von der Gesamtheit abhängig und somit (der Definition nach) später, dadurch aber wiederum höchst ungeeignet, um als Definitionsbausteine in Betracht zu kommen. So lässt sich, wie schon erwähnt, ein rechter Winkel »stofflich«, also dem gedachten Körper nach in zwei spitze Winkel teilen, die ihrem Begriff nach von der Definition des rechten Winkels abhängig sind. Die Teile der Form nach sind aber gerade die Bestandteile der Definition, wie man sie bereits kennt.

Die Definition ist als Antwort auf die Was-ist-Frage ($\tau\acute{\iota}\ \acute{\epsilon}\sigma\tau\upsilon$) der eine Sache bestimmende $\lambda\acute{o}\gamma\omicron\varsigma$. Aristoteles bestimmt die Gattung als das ihr zugrundeliegende, bestimm- und formbare »noetische« Material¹⁶³. In Entsprechung der Gegenüberstellung von Form und Materie als konstituierende Bestandteile des Konkreten ($\sigma\acute{\upsilon}\nu\omicron\lambda\omicron\nu$, Zusammenge-

¹⁶¹Vgl. oben Abschnitt 3.2.2 (S. 44).

¹⁶²Vgl. Met Z 10, 1035b23f, oder auch De part. anim. A 1, 640b35ff.

¹⁶³Vgl. Met Δ , 1024b8f sowie Z 12, 1038a5f.

setztes), ist demnach die zur Gattung hinzutretende Differenz die bestimmende Form der Definition¹⁶⁴; so lautet eine prägnante Stelle in <Über die Teile der Tiere>:

Unterschied ist immer Gestalt im Stoff

ἔστι δ' ἡ διαφορὰ τὸ εἶδος ἐν τῇ ὕλῃ

[Aristoteles ü.v. Gohlke 1959, S. 36; De part. anim. A 3, 643a24]

4.1.2 Differenz

In Met. I 8 erklärt Aristoteles den Unterschied zwischen bloßer Unterscheidung und Unterscheidung der Art nach. So muss für das letztere gegeben sein, dass zwei Dinge einer gemeinsamen Gattung angehören, also eine bestimmte, begrifflich erfassbare Ähnlichkeit aufweisen, die den beiden Sachen nicht nur zufällig zukommt. Die spezifische Differenz, die sich auf das Der-Art-nach-unterschieden-sein bezieht, ist also ein besonderer Fall der Unterscheidung. In Met. Δ 9 heißt es allgemein zur Differenz:

Unterschieden nennt man alle Dinge, die verschieden sind, während sie in gewisser Beziehung doch das selbe sind, allerdings nicht der Zahl nach, sondern der Art oder der Gattung oder der Analogie nach;

[Aristoteles ü.v. Schwarz 2007, S. 129; Met. Δ 9, 1018a12f]

Die terminologische Fixierung der Relationsbegriffe γένος und εἶδος erleichtert Aristoteles die Beschreibung des Abhängigkeitsverhältnisse in einer Begriffsbestimmung. Der Unterschied nämlich muss ein für die Gattung tauglicher sein, um als Artunterschied in Betracht zu kommen. Diese Tauglichkeit wird durch zwei Faktoren bestimmt:

1. Die betreffende Gattung darf nicht selbst von dem Unterschied betroffen sein, sonst handelte es sich um einen Unterschied der Gattung nach¹⁶⁵.
2. Die Gattung muss die Differenz hervorbringen; d.h. die Differenz darf streng genommen außerhalb der Gattung gar nicht vorkommen¹⁶⁶.

Der Unterschied darf also nicht Eigenschaften betreffen, die zum Begriff der Gattung gehören, wie etwa motorisiert/nicht-motorisiert keine sinnvolle Unterscheidung für Kraftfahrzeuge wäre. Diese Bedingung wird bei Platon zwar nicht explizit gegeben, ihr wird in

¹⁶⁴Weitere Argumente zur Untermauerung dieser Position finden sich bei Viertel 1982, 248ff.

¹⁶⁵Vgl. Met. Z 12, 1037b18f.

¹⁶⁶Vgl. Koch 2005, S. 124.

den vorgeführten Einteilungen aber durchweg entsprechen. Der zweite Punkt allerdings ist von größerer Aussagekraft; denn die Einschränkung, die er bedingt, führt zu dem, dass keine nebensächlichen (akzidentiellen) Unterscheidungen getroffen werden, andererseits können aus einer in diesem Sinne von der Gattung ausgehenden Differenz keine inhomogenen Klassen resultieren. Aristoteles erklärt hierzu in einem aussagekräftigen Beispiel, man dürfe befasste Lebewesen nicht in beflügelte und unbeflügelte einteilen, sondern müsse nach den Unterschieden des Fusses vorgehen, also nach »Spaltfüßigkeit« trennen¹⁶⁷. Die Einteilung darf also nur unter einem Blickwinkel vorgenommen werden; somit hat „jede Differenzierung an die einmal eingeschlagene Merkmalsrichtung anzuschließen“ [Preiswerk 1939, S. 152]; Aristoteles fordert, mit anderen Worten, eine Beibehaltung des Differenzblickwinkels.

Es scheint vor allem der Beispiele wegen, als müsste jede Differenz einen kontradiktorischen Gegensatz liefern; so erklärt auch A. F. Koch, *διαφορά* wäre zwar kein generell dichotomischer Begriff bei Aristoteles, in der engeren Bedeutung des Artunterschiedes aber durchaus¹⁶⁸. Dieser Auffassung ist neben Aristoteles' rigider Kritik an der Dichotomie, die im Folgenden noch Betrachtung findet, auch entgegenzuhalten, dass in Met. I 7 vom Mittleren (*μεταξύ*) die Rede ist als dem, was zwischen den Extremen einer gegenteiligen Gliederung liegt; dies Mittlere sei zusammen mit den Gegenteilen unter der selben Gattung zu fassen. Als Beispiel werden die Farben genannt, die zwischen dem Schwarzen und dem Weißen liegen. Gerade in diesem Fall ist am deutlichsten zu sehen, dass eine Einteilung in absteigender Dichotomie völlig haltlos wäre. Es müssen sich neben dem gegenteiligen Merkmal in der selben Ebene noch weitere Unterschiede auffinden lassen, „sonst wäre jede Farbe entweder weiß oder schwarz“ [Aristoteles ü.v. Schwarz 2007, S. 260; Met. I 7, 1057b16f]. Darüber hinaus weist Aristoteles darauf hin, dass diese »Zwischenarten« nur im Zusammenspiel mit einer Gegensätzlichkeit anzutreffen sind; wo es keine gegensätzlichen (*ἀντικείμενον*) Arten gibt, da kann auch nicht von einem Mittleren gesprochen werden¹⁶⁹. Für die Kontradiktion (*ἀντίφασις/ἀντίθεσις*) gilt dies alles freilich nicht; sie ist aber eben nur eine der vier Arten des Gegensatzes¹⁷⁰.

¹⁶⁷Vgl. Met. Z 12, 1038a13.

¹⁶⁸Vgl. Koch 2005, S. 123.

¹⁶⁹Vgl. Met. I 7, 1057a33f.

¹⁷⁰Vgl. Met. Δ 10 und Weidemann 2005, S. 50.

Der Begriff der Differenz hat bei Aristoteles bis zu diesem Punkt bereits eine nicht unbedeutende Entwicklung erfahren. In der *«Kategorienschrift»*, so erklärt W. Viertel, wäre noch kein Unterschied zwischen der Art und der Differenz auszumachen¹⁷¹. Aristoteles zählt für die Gattung ζῷον (Lebewesen) folgende »διαφοραί« auf: Gangtier, Zweifüssler, Fluchtier und Wassertier¹⁷². Hieran ist zumindest festzustellen, dass die aufgezählten Einheiten keinen differierenden Merkmale, also Eigenschaften darstellen, sondern bereits die Bezeichnungen von Arten sind. Mitunter birgt besonders die Gesamtaussage dieser Stelle bezüglich der aristotelischen Terminologie ein missverständliches Moment:

Was in verschiedenen Gattungen steht, ohne sich untergeordnet zu sein, hat auch verschiedene Differenzen [...]. Dagegen können [...] untergeordnete Gattungen ganz wohl die selben spezifischen Unterschiede haben.

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1925, S. 37; Cat. 3, 1b]

Aristoteles meint hier wohl, dass die jeweils untergeordnete »Gattung«, da sie eben zu ihrer übergeordneten Gattung gehört, auch die Bestimmungen ihrer spezifischen Differenz mitträgt¹⁷³. Man könnte natürlich angesichts solcher Problemstellen schlicht auf die Lösung verfallen, zu behaupten, Aristoteles hätte es hier, zumal es sich um ein frühes Werk handelt, mit den Bezeichnungen noch nicht so genau genommen; so käme man auf ein Entwicklungsmoment, das sich in erster Linie durch die Verfeinerung der Termini ausdrückt, statt von Umstürzen und Korrekturen ganzer Konzepte zu sprechen. Allerdings wird hierdurch deutlich, dass Vorsicht geboten ist, wenn Begriffsbestimmungen verschiedener Werke zum Aufbau einer einheitlichen Charakteristik vermengt werden.

Die Konvergenz zwischen Differenz und Art kann man jedoch bereits in der angesprochenen Anwendung des Hylemorphismus-Gedankens auf Gattung und Differenz in der *«Metaphysik»* feststellen¹⁷⁴. Ist die Form einer Sache der die Materie bestimmende Anteil, so muss der Begriff unter den diese Sache fällt letztlich nichts anderes als eben diese Form sein. Um aber den Begriff zu definieren, wird ein Allgemeineres zu einem

¹⁷¹Vgl. Viertel 1982, S. 9.

¹⁷²Vgl. Cat. 3, 1b18f.

¹⁷³Eine ähnliche Lösung strebt auch W. Viertel an. Vgl. Viertel 1982, S. 8.

¹⁷⁴W. Viertel stellt hier keine Rückkehr im eigentlichen Sinn zur Terminologie der *«Kategorienschrift»* fest; der Unterschied im Konzept sei „gleichwohl wesentlich“ [Viertel 1982, S. 59].

Spezielleren hin abgegrenzt; dem Allgemeinen wird somit durch den Unterschied eine speziellere Form zuteil, woraus sich die spezifische Art und mit ihr das Wesens-was der betreffenden Sache ergibt. Die Differenz bestimmt die Gattung als formgebendes Moment zur Form hin¹⁷⁵.

4.2 Der Unterschied zwischen Substanz und Akzidens

Bevor sich Aristoteles' expliziter Kritik zugewandt werden kann, bedarf es, um diese verständlich machen zu können, noch der Erörterung seines Wesensbegriffes. Die Thematisierung des Wesens bei Aristoteles muss angesichts der Einschränkungen, der diese Arbeit einerseits unterworfen ist, die sie sich andererseits selbst auferlegt, ohne angemessene Kritik auskommen; daher, hauptsächlich aber durch die Vielschichtigkeit der Bedeutung der οὐσία für das aristotelische Werk kann seine Betrachtung in dieser Arbeit nur als eine vorläufige gesehen werden. Als Ergebnis der hier ausgeführten Analyse des Wesensbegriffs soll vor allem, wie die Überschrift des Abschnittes andeutet, der Unterschied zum Akzidens (συμβεβηχός) derart zu Tage treten, dass die Bezeichnung »dem Wesen gemäß« oder »wesentlich« für das Folgende eine Betonung gewinnt, die sich gerade aus dieser Gegensätzlichkeit¹⁷⁶ heraus erschließt. Die Bedeutungen der Übersetzungen: Substanz (*substantia*) und Wesen (*essentia*) für die Vokabel οὐσία heben bestimmte Schwerpunkte hervor. Da sich diese Bedeutungs-Nuancen in verschiedenen Texten konzentrieren, werden die Begriffe nicht nur von Übersetzer zu Übersetzer sondern auch von Werk zu Werk unterschiedlich bevorzugt. In manchen Interpretationen herrscht die terminologische Auffassung vor, den Begriff Substanz nur als die erste Kategorie zu verstehen, und auch nur sie als Gegensatz zum Akzidens zu sehen; dem Begriff des Wesen hingegen wird die Bedeutung des τί ἦν εἶναι zugeschrieben¹⁷⁷. In der vorliegenden Arbeit wird diese terminologische Differenz nicht eingehalten, sondern eine synonyme Verwendung der Übersetzungen gewählt. Aristoteles selbst weist eine

¹⁷⁵Vgl. bezüglich der Anwendung des Stoffbegriffs bei der Definition: Stenzel 1924, S. 134f.

¹⁷⁶Weiter unten wird ein charakteristisches Moment der οὐσία durch die Aussage dargestellt, es gäbe von ihr keinen Gegensatz. Zum einen ist dort von der Kontradiktion (ἐναντίον) die Rede, zum anderen gilt diese Aussage einer bestimmten Substanz, nicht dem Begriff der Substanz. Der hier angesprochene Gegensatz zwischen Akzidens und Substanz betrifft aber gerade deren Begriff.

¹⁷⁷Vgl. Dewender 2004, Sp. 650.

Homonymie für die Vokabel auf, die bei ihm ja nur eine ist; er lässt diese schließlich in eine Dualität enden: letztes Substrat (ὑποκειμενον) und abgetrenntes (χωριστον) Dieses-da (τόδε τι)¹⁷⁸. Um diesen Bedeutungen gerecht zu werden, unterscheidet Th.-M. Liske zwischen einer „frühen“ und einer „reifen“ Konzeption¹⁷⁹, die nun im Folgenden, aber immer mit Hinblick auf besagte Unterscheidung, festgestellt werden.

4.2.1 Kategorienschrift und Topik

Ein erstes Konzept des Wesensbegriffes hält die <Kategorienschrift> bereit. Dort wird eine der Aussageweisen des Seins als die der Substanz festgestellt. Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass οὐσία im Griechischen eine Steigerung von *sein* bedeutet¹⁸⁰; von daher steht – vor allem innerhalb einer Untersuchung der Aussageweisen des Seins – dieser ersten Kategorie schon etymologisch eine Vorrangstellung unter allen Kategorien zu. Unter dem Wesen versteht Aristoteles nun das vornehmliche Sein eines Gegenstandes. Wesen oder Substanz ist aber nicht nur der Gegenstand selbst, sondern auch seine Artnatur, sein εἶδος sowie die Gattung unter die er fällt¹⁸¹. Der Grad des Wesen-seins – nicht zu verwechseln mit dem Mehr oder Minder der Ausprägung des Wesens beim Gegenstand, das Aristoteles für unmöglich erklärt – hängt in der <Kategorienschrift> von dem Maß der Bestimmtheit ab, weswegen der Gegenstand im vornehmlichsten Sinne als Substanz bezeichnet wird, als πρώτη οὐσία (erste Substanz). Δεύτεραι οὐσίαι (zweite Substanzen) nennt er somit Gattung und Art, da sie weniger bestimmt sind als der Gegenstand, die Art aber ihrem Begriff nach noch mehr. Da sich die Konzentration der Aussage bei den konkreten Dingen bündelt, sind sie im eigentlichsten Sinne Substanz. Das Sein bezieht sich, wie in der <Metaphysik> ausgeführt wird, auf alles Konkrete in analoger Weise dazu, wie auch etwas von ihm ausgesagt wird¹⁸²; über diese Analogie erklärt Aristoteles den Unterschied zwischen dieser ersten Kategorie und den übrigen.

¹⁷⁸Vgl. Met. Δ 8, 1017b23-26.

¹⁷⁹Vgl. Liske 2005, S. 411.

¹⁸⁰Vgl. oben Abschnitt 2.2 (S. 14); J. Halfwassen erklärt zu οὐσία: „Dieses im Attischen geläufige Wort – sprachlich als doppelte Substantivierung von εἶναι die äußerste mögliche Verstärkung von <Sein>: <Seiendheit> – bedeutet umgangssprachlich ‚Vermögen‘, ‚Besitz‘, bes. ‚Grundbesitz‘, ‚Landgut‘, ‚Anwesen‘; es wird durch PLATON zum Grundwort des griechischen Seinsdenkens erhoben“ [Halfwassen 1998, Sp. 496].

¹⁸¹Vgl. Cat. 5, 2a11ff.

¹⁸²Vgl. Met. Δ 7, 1017a24-30.

Alles weitere nämlich, was von einem Gegenstand ausgesagt wird, nicht aber zu seinem Wesen gehört, teilt sich in die neun anderen Kategorien auf. Dies kommt der Sache nur »zufällig«, also nicht aus wesentlicher Notwendigkeit, situationsbedingt oder auf jeden Fall so zu, dass diese Eigenschaft nicht der betreffenden Art fest zuzuordnen wäre. Die Substanz hat kein konträres Gegenteil und kann einer Sache nicht mehr oder weniger zukommen, sondern eben nur ganz oder gar nicht; sie kann jedoch Träger von gegensätzlichen sowie mehr oder weniger ausgeprägten Bestimmungen sein, insofern diese eben nicht zum Wesen der Sache gehören. So kann beispielsweise ein bestimmter Mensch blonde Haare haben oder nicht; seine Haarfarbe ist nicht durch sein Mensch-sein bestimmt, nur die Möglichkeit Haare und damit eine Haarfarbe zu besitzen ist ihm durch sein Wesen gegeben, die Ausprägung ist jedoch dem Wesen nach unbestimmt. Ohne diese durch das Wesen gegebene Möglichkeit, kann nach Aristoteles keine der weiteren Kategorien vorkommen, sie benötigen die Substanz als Träger.

Genau genommen ist die Charakterisierung der ontologischen Abhängigkeit der »akzidentialen« Kategorien von der Substanz in der <Kategorienschrift> nur unterschwellig ausgeführt; laut W. Viertel gilt $\sigma\upsilon\mu\beta\epsilon\beta\epsilon\chi\acute{o}\varsigma$ dort noch nicht einmal als Terminus für diese nur in Verbindung mit einer Substanz vorkommenden Eigenschaften; die Bedeutung beschränkt sich mithin auf eine Abschwächung der Aussage zu einem nur »im übertragenen Sinn« gemeinten¹⁸³. In der <Topik> hingegen wird dieser Begriff in Entsprechung seiner bekannten lateinischen Übersetzung: *accidens* (Zufälligkeit, Unwesentlichkeit) ausdrücklich dem Wesen entgegengesetzt; so findet sich an der Stelle Top. A 5, 102b4-8 eine Erklärung des $\sigma\upsilon\mu\beta\epsilon\beta\epsilon\chi\acute{o}\varsigma$ als das, was weder Definition, noch Proprium, noch Gattung ist. Diese indirekte Bestimmung, die Aristoteles selbst zwar nicht bevorzugt, birgt jedoch im Grunde schon den Gegensatzcharakter zum Wesen. Hierfür muss die Erklärung noch um Folgendes präzisiert werden: Die Definition ist die vollständige Bestimmung des Wesens, die Gattung ein Teil von dieser; sowohl die Definition wie auch das Proprium können in einer Aussage den Wesensbegriff ersetzen. Damit schließt diese indirekte »Definition« des $\sigma\upsilon\mu\beta\epsilon\beta\epsilon\chi\acute{o}\varsigma$ gerade alles aus, was als bestimmendes Moment für das Wesen in Frage kommt.

¹⁸³Vgl. Viertel 1982, S. 53.

Die wohl auf Boethius rückführbare traditionelle Unterscheidung der Scholastik fokussiert die in Cat. 2 gegebene Beschreibung der Substanz als etwas, das nicht in einem Zugrundeliegenden (ὑποκείμενον; auch: Substrat, Subjekt) ist; vom Akzidens gilt entsprechend das Gegenteil:

Omnis autem res aut accidens est, aut substantia, id est aut in subiecto est, aut in subiecto non est.

[In Cat. 192a]

Die weitere Unterscheidung dahingehend, ob etwas von einem Zugrundeliegenden ausgesagt wird, oder nicht (*de subiecto dici/non dici*), betrifft wieder die Unterscheidung von erster und zweiter Substanz und wird in den Begriff der Universalität gefasst. K. Oehler erklärt, dass sich aus diesen zwei Unterscheidungen eine Vierteilung der »Prädikationsweisen« ergibt¹⁸⁴; hierbei handelt es sich ebenfalls um ein Konzept, das bereits eine lange Tradition besitzt und schon bei Abailard unter die Bezeichnung *quadrifaria divisio* fiel. Die vier Klassen lauten nach dieser Deutung (in Klammern: die passenden Beispiele aus Aristoteles' Text¹⁸⁵):

1. universale Substanz (Mensch, Pferd, Lebewesen)
2. universales Akzidens (das Weiße, Farbe, Wissenschaft)
3. individuelle Substanz (der bestimmte Mensch, das bestimmte Pferd)
4. individuelles Akzidens (das bestimmte Weiße am Körper; die bestimmte Wissenschaft in der Seele, wie etwa die Fähigkeit zu schreiben)

Als aktuell relevantes Ergebnis lässt sich aus einer derartigen Aufstellung ziehen, dass in Aristoteles' Augen nicht nur Substantielles der hierarchischen Ordnung der Begriffe untersteht, sondern auch Akzidentiell. Dies lässt sich weiterhin mit den Überlegungen zur Wahl der richtigen Gattung im vierten Buch der <Topik> erhärten. Als Kriterium für die korrekte Wahl der Gattung wird dort erläutert:

¹⁸⁴Vgl. Oehler 1984, S. 179ff.

¹⁸⁵Vgl. Cat 2, 1a16-b9.

Die Gattung muß, um es allgemein zu sagen, in der selben Abteilung [διάρθρωσιν] stehen wie die Art: ist die Art Substanz, dann auch die Gattung, und ist die Art qualitativ, dann ist auch die Gattung ein Qualitatives, ist z.B. das Weiße ein Qualitatives, dann auch die Farbe.

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922b, S. 67; Top. Δ 1, 121a5-9]

Es lässt sich mit Aristoteles also auch durchaus sinnvoll über Ober- und Unterbegriff bei akzidentiell Seiendem sprechen. Wenn Aristoteles hingegen ausführt, dass weder Gattung noch Differenz ein Akzidens sein dürfen¹⁸⁶, so gilt dies immer in Bezug auf die Wesensdefinition; will man aber ein Akzidens, wie etwa eine bestimmte Farbe, definieren, so muss obige Regel gelten. Auf jeden Fall aber steht fest, dass auch Aristoteles davon ausgehen musste, dass Eigenschaftsbegriffe, auch wenn sie kein eigenes Sein besitzen, trotzdem eine begriffliche Abgrenzung zulassen, die dem Schema nach der Wesensdefinition entspricht.

4.2.2 Metaphysik

Sowohl der Begriff des Wesens, wie auch der des Akzidens erfahren in der <Metaphysik> eine teilweise zuspitzende, teilweise verbreiternde Veränderung. Der Fokus der Erklärungen zum Wesen stellt sich in Richtung der Bestrebung ein, dieses als das vorrangig Seiende zu erlangen. Bestimmungen, die unter anderen Kategorien als der Substanz stehen, so erklärt Ch. Rapp das Ziel dieser Wesensbestimmung, wären nur insofern Seinsformen, als sie Bestimmungen an einem Wesen sind¹⁸⁷. Hier also fixiert Aristoteles das ontologische Abhängigkeitsverhältnis, das sich bereits in früheren Werken, wie auch beispielsweise in der <zweiten Analytik> abzeichnet¹⁸⁸:

¹⁸⁶Vgl. etwa Top. Z 6, 144a23-27.

¹⁸⁷Vgl. Rapp 1996, S. 27.

¹⁸⁸Es handelt sich bei dieser Stelle – nebenbei gesagt – um eine der unverblümtesten Stellen der Ideenkritik; ihr folgt unmittelbar der recht deutliche Ausspruch: »zum Henker mit [χαίρω] den Ideen« [An. post. A 22, 83a32f].

Die nichtsubstantiellen [μη οὐσίαν] Prädikate aber müssen von einem Subjekt ausgesagt werden, und es braucht keinerlei Weißes zu geben, was weiß wäre, ohne sonst etwas zu sein.

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922c, S. 45; An. post. A 22, 83a30-32]

Das Wesen ist, so es aus diesem Gegensatz heraus bestimmt wird, »an sich« (καθ' αὐτὸ)¹⁸⁹ Seiendes. Es ist somit erneut Substrat für alles nicht von sich aus Vorkommende und hat diesbezüglich die gleiche Bedeutung wie noch in der <Kategorienschrift>. Eine Entwicklung ist nun dahingehend zu bemerken, dass Aristoteles nicht mehr den Gegenstand als primären Seinsgrund, als erste Substanz annehmen will, sondern die Form und somit das τί ᾗν εἶναι¹⁹⁰. Der Unterschied zum Akzidens, wie es bisher bestimmt wurde, bleibt dadurch aber unberührt; es ist weiterhin von der Form des „an sich“ Seienden ontologisch bedingt; es ist weiterhin nicht aus Notwendigkeit der Art, an dessen Individuum es vorkommt, zuzuordnen. Dies sollte unabhängig davon sein, ob man annimmt, dass es eine Art nur dann gibt, solange Individuen von ihr existieren, oder nicht.

Trotzdem ist in der <Metaphysik> auch eine Veränderung des Akzidens-Begriffes feststellbar, die allerdings nicht – zumindest nicht nachvollziehbar – mit der Neubestimmung des ersten Wesens zusammenhängt. In Met Δ 30 und E 2 wird das συμβεβηκός auf das Moment des Zufalls hin zugespitzt. Als akzidentiell gilt dort wie schon zuvor, was nur durch Zufall an einer bestimmten Art Gegenstand vorkommt; allerdings gilt was nur meistens in Verbindung mit der Art vorkommt bereits nicht mehr als Akzidens. Als Beispiele nennt Aristoteles das Finden eines Schatzes, wenn man ein Loch für eine Pflanze aushebt, oder wenn an den »Hundstagen«, die sich gewöhnlich durch besondere Hitze auszeichnen, kaltes Wetter vorhält¹⁹¹. In diesem Sinn verstanden ist die scharfe Grenze, die noch in der <Topik> bestand, für den angestrebten Unterschied aber deutlich aufgeweicht. Es ist ferner ungeklärt, welchen Begriff Aristoteles für eine Begebenheit oder eine Eigenschaft wählt, die zwar nicht notwendig, aber doch verhältnismäßig wahrscheinlich mit oder an einem bestimmten Wesen auftritt. Selbst sehr wahrscheinliche Eigenschaften können nicht als Proprien gelten, da sie durch die wenn auch geringe

¹⁸⁹Vgl. z.B. Met. Z 1, 1028a23.

¹⁹⁰Vgl. Met Z 7, 1032b1f sowie Frede/Patzig 1988, S. 37.

¹⁹¹Vgl. Met. Δ 30 sowie E 2.

Möglichkeit, nicht am Wesen aufzutreten, in der Aussage nicht an dessen Stelle treten können. Für die Definition jedenfalls ist dasjenige, was bloß wahrscheinlich ist, durchaus ungeeignet. Die »Hundstage« messen sich an der Sichtbarkeit eines Sternbildes; dieses Zeitfenster fällt aber eben nur rein zufällig in die Zeit des Hochsommers in Athen.

Für das Folgende ist eher der erste, klarere Unterschied des Begriffspaars ausschlaggebend. Das Verhältnis birgt, soviel ist wichtig festzustellen, nicht nur eine wache Tendenz des Unterschieds, sondern handfeste Anhaltspunkte. Eine Formulierung M.-Th. Liskes konzentriert dieses Verhältnis auf die Weise, die auch in der gegenwärtigen Arbeit aufzuzeigen angestrebt war. Er stellt der Auffassung, der Unterschied zwischen substanziellen und akzidentiellen Bestimmungen sei nur gradueller Natur, folgende These entgegen:

Der Essentialist behauptet dagegen weitergehend, daß es unter den vielen Begriffen, unter denen wir ein Individuum betrachten können, einen Begriff geben muß, der weit mehr ist als ein bloßer Begriff, d.h. mehr als eine [...] unter den verschiedenen Sichtweisen oder Perspektiven, unter denen das Denken die Realität angeht, daß vielmehr unser Begriff von der Artnatur das erfaßt, worin die Existenz eines dieser Art zugehörigen Individuums gegründet liegt.

[Liske 1985, S. 64]

4.3 Explizite Beurteilung der Einteilungsmethode

In Aristoteles' Werk lassen sich Gegenpositionen sowohl bezüglich des Ideen-Konzeptes Platons als auch der Einteilungsmethode aufzeigen. Die einschlägigste und von daher auch in Raffaello Santis *«La scuola di Atene»* zum Ausdruck gebrachte, bedeutet den bereits angeführten ontologischen Vorrang der Gegenstände. Für Aristoteles ist der bestimmte, konkrete Gegenstand „Substanz im eigentlichsten, ursprünglichsten und vorzüglichsten Sinne“ [Aristoteles ü.v. Rolfes 1925, S. 38; Cat. 5, 2a11f]; er ist – zumindest anfänglich – *πρώτη οὐσία*. Eine detaillierte Ausarbeitung der Einwände gegen Platons Ideen-Konzept, dem sich Aristoteles, wiewohl es „befreundete Männer“ eingeführt haben, doch entsprechend einer „Pflicht der Wahrheit gegenüber“ [Aristoteles ü.v. Gigon 1991, S. 110; NE. A 4, 1096a12-15] an zahlreichen Stellen seines Werks entgegenstellt, wird hier nicht erfolgen. Der Zusammenhang, der sich etwa aus der Diskussion um die Einheit der

Definition ergäbe¹⁹², ist für das aktuelle Thema nicht von ausschlaggebender Relevanz. Betrachtet werden hingegen zwei explizite Kritikpunkte an der *διάρσεις*-Methode.

4.3.1 Gegen die Dichotomie

Eine in der Sekundärliteratur sehr häufig genannte Passage ausdrücklicher Kritik an der Einteilungsmethode ist in *Über die Teile der Tiere* zu finden. Zunächst wird in *De part. anim.* A 2 von „erschiedenen Einteilungen“ gesprochen; nach einhelliger Meinung der Interpreten¹⁹³ verweist dies nicht auf *Platon*, sondern betrifft – wie schon der inhaltliche Bezug zeigt – ein Werk der Akademie, dessen unbekannter Autor um eine biologische Systematik bemüht war. *Aristoteles'* Kritik richtet sich aber allgemein gegen die »sture« Dichotomie, die besonders im Feld empirischer Merkmale für den Artunterschied zu gezwungenen Ergebnissen führt. Den Kernpunkt des logischen Arguments gegen die streng dichotomische Einteilung stellt die Anzahl der untersten Arten dar; denn würde jede Gattung in zwei Teile geteilt, so müsste zwingend die Anzahl der untersten Arten eine Potenz der Zahl zwei sein. Dies scheint *Aristoteles* so unwahrscheinlich, dass er gar nicht weiter ausführt, was eigentlich dagegen spricht, dass es sich so verhält. Es ist dem zugute zu halten, dass die Vielfalt der Erscheinungsformen einer solch rigiden Gesetzmäßigkeit empirisch schlicht widerspricht, was sie allerdings auch schon grundsätzlich, also ohne dieses logische Argument dadurch erreicht, dass zahlreiche Beispiele für Gattungen aufzuweisen sind, die mehr als zwei Unterarten besitzen. Mithin erübrigt sich so dieses logische Argument, stellt aber offensichtlich für *Aristoteles* die Unzulässigkeit der strengen Dichotomie noch deutlicher heraus. Das Argument impliziert in seiner Ausführung, dass alle unteilbaren Arten auf gleicher Ebene erreicht werden; wäre dies nicht der Fall, so könnte sich ohne weiteres eine ungerade Zahl an untersten Arten auch bei strenger Dichotomie ergeben¹⁹⁴. Das Konzept der Phylogenese, das – mit aller Zurückhaltung gesprochen – das aristotelische Prinzip der ständig unveränderten »Reproduktion« der eigenen Art¹⁹⁵ durchaus untergräbt, böte ein Argument zur Stärkung der Dichotomie.

¹⁹²Vgl. *Met.* H 6, 1045a15ff.

¹⁹³Vgl. etwa Kranz 1986, S. 144, Anm. 101 oder Fragstein 1967, S. 86.

¹⁹⁴Sind B und C Arten von A, D und E Arten von C, so könnten B, D und E unteilbare Arten sein, solange nicht die Regel gilt, dass alle unteilbaren Arten auf einer Ebene erreicht werden.

¹⁹⁵Vgl. etwa die Kritik an der Theorie des Empedokles (*De part. anim.* A 1, 640a19-26), die, in der Wiedergabe nach *Aristoteles*, dem Darwinismus durchaus nahe kommt.

Nimmt man, wie A. v. Fragstein, an, eine neue Art entstünde grundsätzlich durch die einer jeden *evolutionären Variation* zugrundeliegenden genetischen Mutation, dann muss für jede veränderte Eigenschaft ein Gegensatzpaar vorliegen, dass die Ausprägung dieser Eigenschaft vor und nach der Mutation darstellt¹⁹⁶; dadurch ergäbe sich das Bild einer im Grunde dichotomisch aufgebauten biologischen Systematik, deren eigentlich zweigliedriger Aufbau nur durch das vorzeitige Verschwinden von neuen Arten, also der *evolutionären Selektion* verstellt würde. Diesem Gedanken könnte man allerdings einen logischen Fehler unterstellten, zumal aus einer Art durchaus mehrere Variationen hervorgehen können; dadurch steht zwar jede »neue Art« der einen »alten« gegenüber, jedoch sind insgesamt mehr als zwei Arten der selben Ebene entstanden. Allerdings ist fraglich ob A. v. Fragsteins Gedanke in der wiedergegebenen Form überhaupt auf den aristotelischen Artbegriff anwendbar ist, zumal Aristoteles kein »dynamisches«, also evolutionäres Artenmodell entwickelt hat; dem ist geschuldet, dass dem Gedanken hier nicht wirklich auf triviale Weise beizukommen ist und die Betrachtung dieses Gegenargumentes hier abgebrochen werden muss.

Die bisher gezeigte Kritik von Aristoteles trifft nicht wirklich Platons Einteilungen und vor allem nicht die der oben behandelten Dialoge, da dort eine strenge Dichotomie ja gar nicht angezeigt war. Weit zugkräftiger ist hingegen ein Argument, das gegen das Prinzip der Privation der binären Teilung gerichtet ist, welches gerade bei der kontradiktorischen Teilung Anwendung findet und von Platon daher vermutlich als verlässlichstes Kriterium für die Stringenz einer Teilung angesehen wurde¹⁹⁷. Unter Verwendung des Schlagwortes *στέρησις* (Beraubung) erklärt Aristoteles diese privative Form der Dichotomie; denn bei ihr soll die Zweiteilung dadurch zustande kommen, dass ein Merkmal ausgesprochen wird, das bei dem einen Glied der Teilung vorhanden ist, beim anderen aber zur Gänze fehlt. Mit der bereits beschriebenen Einschränkung der Differenz¹⁹⁸, die sich nur dann für eine Gattung tauglich erweist, wenn sie nur an dieser Gattung vorkommt und von ihr inhaltlich abhängig ist, will Aristoteles die Dichotomie (im Allgemeinen) *ad absurdum* führen. Denn eine Gattung, die auf einer Privation beruht, wie etwa „ohne Füße“ und „ohne Flügel“ kann nicht weitergeteilt

¹⁹⁶Vgl. Fragstein 1967, S. 96.

¹⁹⁷Vgl. oben Abschnitt 3.3.1 (S. 71) sowie Abschnitt 3.3.2 (S. 77).

¹⁹⁸Vgl. oben Abschnitt 4.1.2 (S. 91).

werden“, da ja „Nichtvorhandenes keine Unterteile haben kann“ [Aristoteles ü.v. Gohlke 1959, S. 34; De part. anim. A 3, 642b22-24]. Solange es sich also vom rein strukturellen Standpunkt nicht um eine letzte Teilung zu untersten Arten handelt, kann ein privative Differenz keine gültige Teilung erreichen¹⁹⁹. Dieses Argument besitzt freilich nur dann Zugkraft, wenn man besagter Beschränkung des Differenzblickwinkels zustimmt. Für Platon freilich war ein Nicht-seiendes durchaus weiter bestimmbar, nur eben nicht in Bezug auf das ausgeschlossene Merkmal. Gegen die kontradiktorische Dichotomie argumentiert Aristoteles im übrigen auch in Top. Z 6; er führt dort allerdings Ausnahmen auf, die, da es sich hier um Privationen dem Gegenstand nach handelt, überhaupt erst durch eine auf die bestimmte Möglichkeit bezogene Negation, welche Aristoteles dort nicht *στέρησις*, sondern *ἀπόφασις* (Verneinung) nennt, bestimmt werden²⁰⁰. Gerade mit dem dort angegebene Beispiel der Blindheit, welche sich nach seinen Worten aus der Abwesenheit des Sehvermögens definiert, ist aber ein Fall der privativen Teilung gegeben, der nicht zwingend in eine Dichotomie übergeht. Zwischen gesundem Sehvermögen und vollkommener Blindheit liegen als »Mittleres« mehrere Abstufungen der Sehschwäche. Eine Möglichkeit, dies sinnvoll binär einzuteilen wäre zwar, in einer ersten Ebene zwischen funktionsfähigem und nicht-funktionsfähigem Sehvermögen zu teilen und erst im zweiten Schritt die Formen der Störung zu gliedern; jedoch würde das Beispiel so dem Konzept der Beibehaltung des Differenzblickwinkels widersprechen, da dann trotz der privativen Differenz weiter eingeteilt würde. Aber gerade weil das bestimmte Nichtsein im Fehlen der Funktionsfähigkeit bei der Privation nicht Nichts ist, sondern ein etwas, nämlich die Störung der Funktion, kann dieses wieder weitere Formen annehmen, also in weitere Arten geteilt werden; gerade so ist die Sehschwäche eine Störung der Farbwahrnehmung, der Schärfe-Regulierung usw. Was ist dann aber der Unterschied zwischen Privation und Nichtvorhandenem, das keine weitere Teilung zulässt? Jede Form der Privation ist in ihrem Begriff immer eine Form des Fehlens eines der Natur nach vorhandenem. Für die Beispiele aus <Über die Teile der Tiere> liegt dieser Fall aber nicht vor; man kann schlecht sagen, einem Tier, dass seiner Natur nach keine Füße oder keine Flügel hat, würden diese im eigentlichen Sinne fehlen. Die einen Tiere besitzen

¹⁹⁹Vgl. Preiswerk 1939, S. 152f.

²⁰⁰Vgl. Top. Z 6, 143b35ff.

diese Gliedmaßen, die anderen nicht, beides jedoch jeweils gemäß ihrer Natur. Somit kann man *Aristoteles* durchaus recht geben, wenn er behauptet, die natürliche Art sei in diesen Fällen nicht durch einen Mangel anzugeben, der in der Tat gar kein Mangel ist, sondern eine nichtvorhandene Besonderheit einer anderen Gattung. Eine Definition »ohne Fuss« ist schon deshalb unsinnig, weil ein so bestimmtes Wesen in seinem Sein von der Existenz einer Gegenart abhängig wäre, deren Vorhandensein für das Wesen aber nicht bestimmend sein kann. Gegensätzliches gilt für die eigentliche Privation, die tatsächlich ontologisch von ihrem Positivum abhängig ist: Ohne die Möglichkeit des Sehvermögens lässt sich auch nicht sinnvoll von Blindheit sprechen.

4.3.2 Akzidentielle Teilung

Der zweite Kritikpunkt am Konzept der Einteilungsmethode lässt sich ebenfalls mehrfach im aristotelischen Werk ausmachen. Das Argument basiert im Kern auf der Unterscheidung zwischen substanziellen und akzidentiellen Eigenschaften. In *An. post.* B 5, wo dieser Kritikpunkt am deutlichsten zu Tage tritt, stellt *Aristoteles* zunächst fest, dass die Definition kein *συλλογισμός* (logischer Schluss, Deduktion) sei²⁰¹, da keine in der Definition gegebene Zuordnung aus der Notwendigkeit der Zusammensetzung bestimmter Prämissen folgt. Natürlich lässt sich, wie *H. Leisegang* ausführlich demonstriert²⁰², auch die Definition beziehungsweise ihre Teile in einen *Syllogismos* einsetzen; dabei werden als Prämissen die Zugehörigkeit der Art zur jeweils nächst höheren Gattung über mehrere Ebenen verwendet, woraus sich dann der logische Schluss ziehen lässt, dass die unterste Art ein Fall der obersten Gattung ist. Zum leichteren Verständnis sei hier *H. Leisengangs* Beispiel wiedergegeben:

Der Mensch ist sterblich.

Was sterblich ist, ist ein ζῷον.

Folglich ist der Mensch ein (sterbliches) ζῷον.

[Leisegang 1951, S. 224]

²⁰¹In der *ersten Analytik* bezeichnet er die *διαίρεσις* aus dem selben Grund noch als »schwachen Schluss« (*ἀσθενής συλλογισμός*); vgl. *An. pr.* A 31, 46a31ff.

²⁰²Vgl. *Leisegang* 1951, S. 223f.

Die gesamte Diskussion des 2. Buchs läuft bis dorthin auf den Unterschied zwischen Beweis (ἀπόδειξις) und Definition hinaus; der Beweis baut, wie Aristoteles selbst klarstellt, auf der Annahme des Was (τί ἐστίν) des Gegenstands auf, während die Definition wiederum dieses Was »aufbaut«; beides sei aber, weil es nicht überall gleichermaßen vorkäme, zu trennen²⁰³! es lässt sich aber schwerlich, wie H. Leisegang dies mit seiner Konstruktion eines Syllogismus aus Definitionsbausteinen versucht, Platons Einteilungsmethode dadurch verteidigen, dass man die resultierenden Einheiten als Prämissen einsetzt; damit gibt man hingegen Aristoteles gerade recht, dessen Anliegen es hier ausdrücklich war, bezüglich der διάρεσις-Methode eine *petitio principii*²⁰⁴ nachzuweisen. Er will durch diesen Vergleich in erster Linie zum Ausdruck bringen, dass die Einteilungsverfahren keine mit der Verlässlichkeit des Beweises vergleichbaren Ergebnisse erzielen.

Diese »logische« Kritik beiseite lassend, fährt Aristoteles aber fort, eine grundsätzlichere Ungewissheit zu verdeutlichen:

Denn was steht im Wege, daß das alles [auf dem Land lebendes, sinnliches Wesen] zwar von dem Menschen gilt, aber nichts ist, was sein Was ist es [τί ἐστίν] und sein wesentliches Sein [τί ἦν εἶναι] bezeichnet?

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922c, S. 76; An. post. B 5, 91b24-]

Was hier als Kritik an der διάρεσις formuliert wurde, ist in Umkehrung in An. post. B 13 als Forderung für einen aussichtsreichen Einsatz einer verbesserten Methode wieder aufgenommen. Doch zunächst soll tiefer betrachtet werden, was über das Fehlen der deduktiven Beweissicherheit hinaus durch die zitierte Aussage an Unsicherheit hinzutritt. Aristoteles rekapituliert eine Definition des Menschen, die zunächst entsprechend zweier Differenzierungen der Einteilung des Gegenstandes der Staatskunst im <Politikos>²⁰⁵ als beseelt, nicht leblos sowie auf dem Land, nicht im Wasser lebend bestimmt wurde. Die Fragestellung, die hier eröffnet wird, bezieht sich auf die ontologischen Relevanz dieser Differenzen. Unabhängig davon, ob ein Gegenstand ihnen sicher zugeteilt werden kann,

²⁰³Vgl. An. post. B 3, 90b28-91a11.

²⁰⁴Der Ausdruck *petitio principii* bezeichnet eine »Erschleichung« der Deduktion, indem von Unbewiesenen ausgegangen wird; vgl. Anal. pr. B 16, 64b34ff.

²⁰⁵Vgl. Plt. 261b13-c2 und 264d5-8.

oder ob die Differenz den ihr noch offenen, d.h. nicht von der übergeordneten Gattung bereits eingeschränkten logischen Raum vollständig und homogen unterteilt, stellen sich mit der aristotelischen Unterscheidung zwischen wesentlichen und akzidentiellen Bestimmungen folgende Fragen:

1. Sind die durch die Differenzen entstandenen Begriffsklassen notwendig, um das Wesen des definierten Gegenstandes zu erfassen, oder könnte der Gegenstand, ohne sein Wesen dabei zu verlieren, in mehreren Klassen stehen?
2. Gibt die gewählte Differenz eine *erklärungsfähige* Antwort auf die Frage des Wesens eines Gegenstandes, oder ist die Extension der resultierenden Klassen dieser Unterscheidung lediglich deckungsgleich der einer anderen, von der diese Unterscheidung am Ende eine Ableitung darstellt?

Konkret: Ist man auch Mensch, wenn man des Schreibens nicht fähig ist? Ist beispielsweise für das Wesen des Menschen seine Hauptfarbe maßgeblich, oder lässt er sich darüber definieren? Ist mit anderen Worten das, was es für einen Menschen heißt, ein Mensch zu sein, abhängig von »zufälligen«, »mitfolgenden«, akzidentiellen Merkmalen, wie Beruf, Hobby, Kleidung, Interessen, politische Einstellungen, usw.?

Die positive Formulierung dieser Differenzierung der Differenzen ist die Forderung, dass jede für die Wesensbestimmung verwendete Differenz (1.) auf einer substantiellen/wesentlichen Eigenschaft beruhen muss, die – wie oben von der Definition gefordert – (2.) das Wesen notwendig erklärt. Im 13. Kapitel ergänzt Aristoteles die Forderung noch um die Vollständigkeit der wesentlichen Eigenschaften, damit keine Bestimmung weggelassen wird, und die richtige Reihenfolge der Differenzierung²⁰⁶. Die richtige Reihenfolge ergibt sich aber, wie das Beispiel der »zu früh« angesetzten Differenzierung der Flügelform, die für Lebewesen ohne Flügel absurd wäre, zeigt, ebenso durch Einhaltung der oben angegebenen Tauglichkeits-Kriterien für die Differenz im Allgemeinen²⁰⁷.

In der <Topik> entwirft Aristoteles ein entsprechendes Problem dahingehend, dass beim Definieren die Gattung durch einen akzidentiellen Begriff bestimmt wird, wie etwa das Weiße für den Schnee²⁰⁸. Der Hinweis beschränkt sich demnach also nicht nur auf die

²⁰⁶Vgl. An. post. B 13, 97a23-26.

²⁰⁷Vgl. Abschnitt 4.1.2 (S. 91).

²⁰⁸Vgl. Top. Δ 1, 120b21-24.

Wahl der Differenz, sondern auch auf die der Gattung. Da letztere allerdings wieder in der nächst höheren Gattung und deren Unterschied besteht, ist dies im Grunde keine Erweiterung. Wichtiger ist, dass sich aus der Notwendigkeit der korrekten Reihenfolge ergibt, dass die Differenz nicht nur hinsichtlich der gesamten Einteilung (über mehrere Ebenen), sondern gegenüber jeder einzelnen Stufe daraufhin geprüft werden muss, ob sie bezüglich der aktuellen Gattung substantiell ist.

Um einen konkreten Fall bei **Platon** zu nennen, der mit diesen Bestimmungen als unangemessene Einteilung entlarvt wird, bietet sich die – ohnehin skurrile – Unterscheidung zwischen »gehörnten« und »ungehörnten« Landbewohnern²⁰⁹. Da sich nämlich mehrere Tierarten finden, bei denen entweder nur das männliche Tier eine Art Horn vorzuweisen hat, die Behornung nicht beständig ist oder zwischen den verschiedenen Rassen (Unterarten) wechselt, kann dieser Unterschied nicht auf der angegebenen Ebene sinnvoll sein. Für die Teilung in jene Rassen, wird die Eigenschaft wiederum wesentlich werden.

4.4 Rekapitulierende Gegenüberstellung der Konzepte

Nach der hier gegebenen Darstellung braucht kaum mehr aufgezeigt werden, wie sehr das Konzept der Definition bei **Aristoteles** mit dem der Einteilungsmethode bei **Platon** in Verbindung steht. Sosehr die Terminologie beider Autoren auch auseinandergeht, ist doch das »noetische Material«, mit dem beide Konzepte operieren, grundsätzlich das gleiche. Es ist schwer, aus der großen zeitlichen Distanz eine Entwicklung bestimmter Termini nachzuvollziehen; zu bestimmen, welche Begriffe sich undokumentiert in den Diskussionsrunden der Akademie etablierten, welche andererseits genuine Prägungen eines bestimmten Autors waren, macht daher nur mit Einschränkungen sinn. Nach den überlieferten Werken jedoch wirkt es so, als ob es vor allem **Aristoteles** daran gelegen wäre, sich auf möglichst geradliniger Weise, mit wohldefiniertem Vokabular einem bestimmten Gegenstand zu nähern. Dass aber auch ihm dies nicht konsistent gelingt, dürften die Darlegungen dieses Abschnitts bereits gezeigt haben. Nachfolgend soll versucht werden, die tatsächliche Summe der Veränderung, also abzüglich der termino-

²⁰⁹Vgl. Plt. 265c.

logischen Umwandlungen, von der platonischen Einteilungsmethode zum aristotelischen Definitionsverfahren zu beschreiben.

Beim Gegenstand der Betrachtung beginnend ist festzuhalten, dass, wenn auch die beiden »diairetischen« Dialoge Platons, <Sophistes> und <Politikos>, eine gewisse Präferenz zeigen, ein bestimmtes Begriffsfeld abzugrenzen, doch in Summe die Anwendung der Einteilungsmethode als vom Gegenstand der Betrachtung unabhängiges Mittel der Begriffsbestimmung dargestellt wird und ebenso Einsatz findet. In Entsprechung der Ausbildung eines ontologischen Gefälles innerhalb der Begriffswelt bei Aristoteles findet bei ihm eine Beschränkung des Gegenstandsbereiches der Definition statt; diese ist gleichwohl nicht als strenges Gebot zu verstehen, sondern hat lediglich als eine Fokussierung des Definitionsinteresses Bestand.

Der Gedanke, der hinter der Ausprägung der Unterscheidung zwischen an sich Seiendem und den diesem nur mitfolgenden Bestimmungen der Akzidentien steht, prägt sich bei ihm aber zu einem handfesten Kriterium, um notwendige Bestimmungsmerkmale eines Begriffs von überflüssigen trennen zu können. Hierin soll ausgedrückt sein, dass man, selbst wenn der Begriff eines Akzidents bestimmt wird, etwa der des Weißen, diesbezüglich dennoch von wesentlichen Bestimmungen (Gattung ist Farbe, Differenz ist »jedes für den Menschen sichtbare Licht reflektierend«) und unwesentlichen Bestimmungen (löst bestimmtes Gefühl aus, ist momentan in Mode) trennen kann. In diesem Sinn stellt die aristotelische Unterscheidung zwischen Substanz und Akzidents auch die Lösung der Frage nach den Hinsichten der Einteilung bereit. In Abschnitt 3.3.3 (S. 78) wurde herausgestellt, dass mit Platons Spezifikation der Methode kein Kriterium vorliegt, eine Einteilungshinsicht einer anderen ihrer Angemessenheit wegen vorzuziehen. Die Fokussierung des Definitionsinteresses im aristotelischen Wesensbegriff bietet hierfür Abhilfe. Wenn man dem aristotelischen Essentialismus zustimmt, dann wird eine der Hinsichten einer Begriffsbestimmung das Wesen des Begriffs eindeutiger festhalten als alle anderen. Die Frage lautet dann nicht mehr nur: »Wo sehe ich einen Einschnitt bei der Gattung?«, sondern: »Welcher Unterschied drückt am deutlichsten aus, was es heißt, unter diesen Begriff zu fallen?«. Für das oben gewählte Beispiel des Weizens wird dadurch klar, dass es für die Pflanzenart Weizen wesentlicher ist, eine Art Süßgras zu sein, als Nahrungsmittelrohstoff.

Eine weitere Gesetzmäßigkeit, die man letztlich über das Konzept der Beibehaltung des Differenzblickwinkels begründen können wird, zeichnete sich bei **Platon** dahingehend ab, dass Einteilungen ähnlicher, artverwandter Begriffe der gleichen Struktur unterliegen; dies zeigte sich in dem Vergleich der Staatskunst mit der Weberei im *Politikos*²¹⁰. Da jedes Mal eine Kunstfertigkeit eingeteilt wird, macht sich **Platon** die Ähnlichkeit der Struktur beider Einteilungen zunutze, um Nebenelemente der Staatskunst zu prognostizieren. Die Möglichkeit, so zu verfahren, ergibt sich aus dem Umstand, dass von der Gattung τέχνη ausgehend immer eine ähnliche Form der Differenz zu verwenden ist; dieser Umstand ergibt sich aus der Sache der Kunstfertigkeit. Diese ist, wie a.a.O. erwähnt wurde, grob geteilt in Tätigkeit und Gegenstand der Tätigkeit. Die bei **Platon** noch sehr diffuse Möglichkeit, ein Analogie-Beispiel für die Einteilung der Staatskunst zu formulieren, konkretisiert sich bei **Aristoteles** in dem Konzept der Beibehaltung des Differenzblickwinkels. Dieses Konzept besagt nichts anderes, als dass eine Definition nur dann den Gegenstand angemessen treffen kann, wenn jede vorausgehende Differenz so gewählt wurde, dass auch die nachfolgende Differenz an der resultierenden Einheit anknüpfen kann.

Die sich bereits abzeichnende logische Verknüpfung der beiden Punkte, substantielle Teilung und Beibehaltung des Differenzblickwinkels, soll hier noch deutlicher formuliert werden: Wurde die anfängliche Gattung mit einer dem Wesen angemessenen Differenz in Arten geteilt, so müssen die Arten in der Hinsicht ihrer Differenz weiter spezifizierbar sein; sind sie es nicht, so war entweder die Differenz keine am Wesen des Definiendums orientierte, oder es wurde die unterste Art bereits erreicht, das ἄτομον εἶδος, welches das Wesen schon zur Genüge darstellt. Handelte es sich also um eine dem Wesen angemessene Differenz, so kann der Blickwinkel der Teilung auch weiter beibehalten werden, bis die unterste Art gefunden wird. Was aber für diese Beurteilung sinnvoll als »am Wesen orientiert« zu bezeichnen ist, muss, wie oben erläutert, aus dem Gegensatz zur akzidentiellen Bestimmung begreifbar werden; anderenfalls wären die eben gegebenen Erklärungen dem Vorwurf, auf einem Zirkelschluss zu bestehen, nicht gewachsen. Wenn man sich nur dann am Wesen einer Sache orientieren könnte, wenn man dieses schon definiert hätte, so wäre für die Definition selbst eine Ausrichtung am Definiendum

²¹⁰Vgl. Abschnitt 3.2.4 (S. 60).

höchst tautologisch. Wesen ist aber in der Definition mehr als nur Definiendum; es ist zugleich Vorrangigkeit und Notwendigkeit in der Bestimmung.

Das Problem der Begründung der Möglichkeit, von einer untersten Art zu sprechen, ist bei Aristoteles mit dem Problem der Konvergenz des Form- und Art-εἶδος identisch. Die Form ist für ihn unteilbar, weil sie gerade der an sich unveränderliche Teil der Gemeinschaft artverwandter Individuen ist. Insofern εἶδος als Form in »Zusammensetzung« mit der Materie, also in der Materie wirkend die Ursache des Konkreten ist, insofern ist es auch unteilbar. Die Individuen einer untersten Art unterscheiden sich laut Aristoteles nur mehr dem Stoff nach²¹¹. Aber kann die Grenze zwischen artbildenden Differenzen und den nur noch stofflichen Unterschieden zwischen Individuen vom Gegenstand her gerechtfertigt werden? Auch hierzu verweist Aristoteles auf den Unterschied zwischen Substanz und Akzidens. Der letzte (artbildende) Unterschied, so erklärt er, ergäbe Form und Wesen, weiter könne nur akzidentiell unterschieden werden²¹². Das Komplexer liegt auch hierbei darin, dem Zirkel zu entgehen, der sich in diesem Fall allerdings dadurch anbahnt, dass das Substantielle und das Akzidentielle wechselseitig aus ihrem jeweiligen Gegensatz bestimmt werden sollen.

Die Abgrenzung des unteilbaren, untersten Begriffs von der unzählbaren Vielheit der Individuen, ist aber für beide Philosophen unentbehrlich. Dass die Einteilung oder Definition über eine endliche, zählbare Anzahl von Ebenen bzw. Unterschieden erreicht werden kann, ist zwingend notwendig, um behaupten zu können, dass ein Begriff fassbar ist. Die Anzahl der Unterschiede von der obersten Gattung bis zum ἄτομον εἶδος verdichtet sich in eben der gleichen Anzahl an Bestimmungen, die den Exemplaren eines Begriffs als solchen zukommen. Ist der Aufbau dieser Grenze nicht möglich, so muss auch der Begriff als solcher scheitern; dann erhielte jedes Individuum seinen eigenen »Begriff«, der aus der Summe der Unterschiede zu allem Möglichen, aus einer ungeordneten Bestimmungsreihe bestünde. Dem widerspricht aber nicht nur die Struktur unseres Denkens, welches ohne Begriffe nicht »denkbar« wäre, sondern auch deutliche Formbestimmungen der Wirklichkeit. Zwei Pferde sind sich nicht nur irgendwie unter-

²¹¹Vgl. Met. Z 8, 1034a7f.

²¹²Vgl. Met. Z 12, 1038a25-30.

einander ähnlicher als beispielsweise im Vergleich mit einem Esel, es herrscht zwischen den Tierarten auch der Ausschluss der fruchtbaren Fortpflanzung²¹³.

Zwischen den Konzepten der beiden Autoren ist noch ein genereller Unterschied eher formaler Art feststellbar: Die Anforderungen einer vollständigen Einteilung unter einer Gattung, wie sie im <Philebos> gefordert ist und hier mit der Bezeichnung „systematische Diairesis“ belegt wurde, führen in gewissen Fällen zu Problemen, die man gemäß der unterschiedlichen Abfassung der Aufgabe bei der aristotelischen Definition nicht finden kann. Beispielsweise bei der Einteilung der Polygone oder generell immer dann, wenn der Unterschied der Arten durch eine Zahl bestimmt ist, käme man mit der vollständigen Einteilung zu keinem Ende; die Definition durch Gattung und Artunterschied eines bestimmten Vielecks allerdings wäre hingegen problemlos anzugeben. Mitunter muss das Vorhaben, durch die διαίρεσις endlich viele Glieder eines Begriffs zu erhalten, in Fällen, da der Unterschied einer Teilungsebene in theoretisch unendlich vielen diskreten Ausprägungen erscheint, notwendig scheitern. In Anbetracht der Vorgaben in Platons Werk ist jedoch nicht einsehbar, warum ein durch eine Anzahl gegebenes Unterscheidungsmerkmal den Begriff nicht stringent bestimmen sollte. Dass man beispielsweise Polygone in einer anderen Hinsicht als durch die Unterscheidung der Anzahl der Ecken einteilen sollte, scheint nicht sinnvoll; Aristoteles' Forderung zur Beibehaltung des Differenzblickwinkels würde hier die Anzahl als Differenz gerade vorschreiben.

Abschließend kann man sagen, dass der Gesamtfokus auf das Wesen bei Aristoteles gegenüber der Egalität der Begriffe bei Platon – von den μέγιστα γένη und der Idee des Guten sei hier einmal abgesehen – ein entscheidender Schritt war, um ein Urteilskriterium über die Qualität einer Definition zu erreichen. Die Bedingung dafür, dass Aristoteles einen Wesensbegriff ausprägen kann, ist zugleich die Basis dafür, den vorzüglichen Gehalt eines Begriffes erkennen zu können. Wohlgermerkt wurde hier nicht entschieden, ob der Essentialismus in der aufgezeigten Weise haltbar ist. Gegenpositionen finden sich naturgemäß insbesondere dort, wo die Verschiedenheit der Aussagekraft

²¹³Die Entdeckung der Möglichkeit natürlicher Arthybridisierung im Tierreich tut diesem Argument keinen Abbruch, da trotzdem Arten vorhanden sein müssen, die sich in dieser besonderen Form verbinden. Schon die Rede von Besonderheit, die eine Arthybridisierung im Gegensatz zur gewöhnlichen artinternen Fortpflanzung darstellt, bekräftigt die Annahme der generellen Diskretheit natürlicher Arten.

der unterschiedlichen Betrachtungsweisen nach Intension und Extension des Begriffs angezweifelt wird²¹⁴.

²¹⁴Vgl. Liske 1985, S. 30ff.

5 Objektorientierung in der Informatik

Bisher wurde dargestellt, wie die Denkstruktur hierarchisch geordneter Begriffe in der Philosophie ihren Anfang nahm, wie sich das Denken bei Platon und Aristoteles – zumindest teilweise – in einer begrifflichen Ordnung zeigt. Als Abschluss dieser Arbeit soll ein Szenenwechsel stattfinden, der das »geistige Material«, das hinter dieser Ordnung steht, in eine andere, vergleichsweise junge Disziplin verfolgt. In der Informatik – der „Wissenschaft von der systematischen Darstellung, Speicherung, Verarbeitung und Übertragung von Informationen“ [Claus/Schwill 2003, S. 294] – etabliert sich seit den 1980er Jahren zusehends die Thematik des Objekt-Paradigmas²¹⁵. Der Fokus auf das Objekt ist in verschiedenen Teildisziplinen zu beobachten, die in dieser Ausprägung zur Kennzeichnung das Attribut »*object-oriented*« (kurz: OO) erhalten. Zu diesen Teildisziplinen gehören in erster Linie Analyse und Design der Softwarearchitektur, Strukturierung von Datenbanksystemen und schließlich die Programmierung²¹⁶. In der vorliegenden Arbeit soll das Objekt-Paradigma stellvertretend nur an der objektorientierten Programmierung verdeutlicht und analysiert werden. In einem ersten Schritt ist nun darzulegen, inwiefern die hierarchische Ordnung der Begriffe in der objektorientierten Programmierung eine Rolle spielt. Dazu wird zunächst der Unterschied zum imperativen Programmierparadigma dargestellt, das man nicht nur historisch, sondern auch dem physischen Aufbau einer Rechenmaschine nach als das »frühere« Konzept bezeichnen könnte. Dabei wird sich herausstellen, dass die Objektorientierung durch die Nähe zum begrifflichen Denken

²¹⁵Vgl. Quibeldey-Cirkel 1994, S. 11f. Mit Paradigma ist in der Informatik ein Konzeptionsprinzip gemeint, dass als grundlegende Herangehensweise an ein bestimmtes Problemfeld gewählt wird. Da dieses Prinzip der Forschungsgemeinde der Informatik meist nicht in Form der Definition vorliegt, sondern durch ein Musterbeispiel, hat sich diese Bezeichnung etabliert; vgl. Claus 1989, S. 28.

²¹⁶Vgl. Quibeldey-Cirkel 1994, S. 264.

das »vom Menschen aus frühere« Konzept ist. Abschließend wird der Versuch unternommen, die Wirkkraft der positiven Ergebnisse der vorangegangenen philosophischen Betrachtungen für dieses Paradigma in die Informatik zu übertragen.

5.1 Hinführung zum Objekt

Eine wesentliche Aufgabe der Informatik ist es, Wissen für dessen automatisierte Anwendung gängig zu machen; in gewisser Weise lassen sich alle Ziele der elektronischen Datenverarbeitung unter diese Erklärung fassen. Ein Beispiel für diese Beschreibung ist die Wurzelfunktion eines Taschenrechners: Der mathematische Prozess des Wurzelrechnens ist im Rahmen einer vorgegebenen Genauigkeit²¹⁷ durch einen Algorithmus darstellbar, der auf weniger komplexen rekursiven Rechenschritten basiert. Durch Wiederholung des Ersetzens komplexerer Rechenoperationen durch weniger komplexe Rechenschritte, kann aus der Darstellung mathematischen Wissens in Algorithmen die Rückführung komplexester Rechenoperation auf einfache, physische Zählvorgänge²¹⁸ eines Rechenprozessors vorgenommen werden. Im Grundschema der Datenverarbeitung, das sich in die Teile *Eingabe*, *Verarbeitung* und *Ausgabe* gliedert, muss dieses Wissen (im Beispiel: die Rechenoperationen des Wurzelziehens) als Programmfunktion im Bereich der Verarbeitung definiert und dadurch für die gesamte Datenverarbeitung brauchbar gemacht werden. Ein Programm schreiben bedeutet im informationstechnischen Sinn, eine chronologisch festgelegte Abfolge an Anweisungen zu verfassen, die durch ihre Kodierung einen deterministischen Ablauf in einer (Rechen-)Maschine erzeugt²¹⁹. Die rudimentäre Funktionalität der Verarbeitungseinheit teilt sich in Kontrolleinheit, Speicher und Rechenwerk. Der Ablauf der Datenverarbeitung sieht dabei folgendermaßen aus: Im

²¹⁷Das Kriterium der Berechenbarkeit ist für die Definition des Begriffs vom Algorithmus unverzichtbar. Da die hier vorgehende Untersuchung nicht die Grenzfälle der Berechenbarkeit betrifft, wird eine genauere Betrachtung der Hauptthemen der theoretischen Informatik unterlassen. Zum groben Verständnis der Problematik soll nur so viel erklärt sein: Ob ein Problem durch ein Computerprogramm gelöst werden kann, hängt von der Möglichkeit ab, das Problem in endlich viele Schritte eines Algorithmus zu formulieren. Vgl. für ein genaueres Verständnis des Algorithmusbegriffs: Dworatschek 1989, S. 363.

²¹⁸Die logische Verknüpfung zur Rechenoperation der nächst höheren Ebene ist dabei immer die gleiche. Addieren ist das Zählen der Eins bis zur Größe beider Summanden. Das Multiplizieren ist das Abzählen der Addition des ersten Faktors bis zur Häufigkeit des zweiten {z.B.: $3 * 5 = 3 + 3 + 3 + 3 + 3$ }. Die Potenz ist das Abzählen der Multiplikation ihrer Basis bis zum Wert der Potenz {z.B.: $2^3 = 2 * 2 * 2 = (2+2) * 2 = (2+2) + (2+2)$ }.

²¹⁹Vgl. Dworatschek 1989, S. 363.

Prozess der Eingabe wird sowohl das Programm, wie auch die zu verarbeitenden Daten, an die Kontrolleinheit weitergegeben; beides wird in den Speicher »geladen«, woraufhin die Daten laut Anweisungen des Programms im Rechenwerk verarbeitet werden; zuletzt erfolgt die Ausgabe der Ergebnisse (z.B. am Bildschirm)²²⁰. Dieses reduzierte Prinzip ist bis heute in den besonders hardwarenahen Assemblersprachen sichtbar geblieben²²¹. Das nun folgende Codebeispiel stellt Prozesse des Verschiebens und Addierens von Speicherinhalten in der Assemblersprache NASM (Netwide Assembler) dar:

Quelltextauszug 1: Additionsvorgang in Assemblersprache

```

start:                ; Hier beginnt zur Laufzeit die Verarbeitung.

mov ax, [smd1]        ; Bewege den Wert aus "smd1" in die Speicher-
                    ; stelle (Register) ax.
add ax, [smd2]        ; Addiere den Wert von "smd2" zum Register ax.
mov [erg], ax         ; Bewege das Ergebnis zur Ausgabevariable "erg".

section .data         ; Hier wird Eingabe und Ausgabe beschrieben.

smd1 DD 7DA8h         ; Weise die Zahl 32168 (in Hexadezimal-
                    ; schreibweise) der Variable "smd1" zu.
smd2 DD 1267h         ; Weise die Zahl 4711 der Variable "smd2" zu.
erg DD 0h             ; Setze die Variable fuer die spaetere Ausgabe
                    ; auf den Wert 0.

```

Da Wissen allerdings nicht in Form der elementaren Informations- und Logikbausteine gegeben ist, besteht die Arbeit eines Programmierers darin, das Wissen, das für einen Automatisierungsprozess brauchbar gemacht werden soll, in Informationsbestandteile bis zu einer gewissen Granularität aufzuspalten. Diese ist abhängig davon, wie sehr die in der verwendeten Programmiersprache vordefinierten Programmfunktionen von den physischen Prozessen des Datenverarbeitungssystems bereits »abstrahieren«; selbst hinter den einzelnen Verschiebe- und Additionsanweisungen im Assembler-Code verbirgt

²²⁰Man nennt die hier beschriebene Aufstellung das Schema einer Datenverarbeitungsanlage nach dem »Von-Neumann-Konzept«; vgl. Dworatschek 1989, S. 47.

²²¹Die Entwicklung der Assemblersprachen stellt einen der ersten Abstraktionsschritte der Computerprogrammierung dar. Statt Anweisungen in binären Signalen (z.B. Loch/Kein-Loch bei Lochkarten-Systemen) bereitzustellen, wurde eine überschaubare Liste von Befehlen in für Menschen lesbaren Schriftzeichen, wie beispielsweise `add` oder `mov`, vereinbart, die vor der Auswertung der Rechenmaschine in Binärsignale »übersetzt« werden. Der abstrakte, menschenleserliche Quell-Code muss, bevor er der Recheneinheit zur Verarbeitung übergeben wird, in Maschinen-Code übersetzt (kompiliert) werden; vgl. Dworatschek 1989, S. 341ff.

sich bereits jeweils eine Vielzahl an physischen Vorgängen der Recheneinheit. Abstraktion kann man im informationstechnischen Umfeld in zwei verschiedene Richtungen verstehen²²²:

1. als Modellierung der Wirklichkeit, d.i. die auf das Relevante reduzierte Abbildung eines fokussierten Realitätsausschnittes durch das Herausgreifen der für einen vorgegebenen Zweck aussagekräftigen Merkmale;
2. als Kapselung (*black-boxing*) von Operationen und Daten, wodurch von technischen Umsetzungen wie Speicherung und Berechnung abgesehen und der Blick auf die Außenschnittstellen des abstrakten Objekts gerichtet wird.

In der vorliegenden Arbeit wird Abstraktion generell im zweiten Sinn verstanden, womit im Einzelnen die logische Entfernung von physischen Zählprozessen einer Recheneinheit bei der Verarbeitung sowie den elektronischen Prozessen der Eingabe und Ausgabe, und damit die Annäherung an Prozesse menschlichen Denkens gemeint ist. Wie sehr diese informationstechnische Abstraktion, zu deren maßgeblichsten Errungenschaften die Desktop-Oberfläche gezählt wird²²³, in ihren verschiedensten Ausprägungen tatsächlich die intuitiven menschlichen Denkprozesse anspricht, ist so umstritten, wie die Auffassung dieses Denkens selbst. In diesem Sinn stellt jedes Programm das verfasst wurde, um von weiteren Programmen in Anspruch genommen zu werden, aber letztlich auch jede direkt vom Endbenutzer gesteuerte Oberflächenanwendung, wie Textverarbeitung, Email-Clients oder Datenformulare, eine Abstraktionsleistung der technischen Subprozesse eines Digitalrechners dar.

Das Objekt-Pradigma ist selbst eine Form informationstechnischer Abstraktion, die laut B. Liskov einer impliziten, aber nicht als solcher erdachten Weiterentwicklung der Datenabstraktion gleichkommt²²⁴. Die Informationen als Bausteine des Wissens werden

²²²Vgl. Claus/Schwill 2003, S. 27.

²²³Kurioserweise verdankt sich ein beachtlicher Teil der Konkretisierung des Abstraktionsgedankens in der Informatik den Forschungsk Kooperationen einer einzelnen Person; A. Kay zeichnet sich für mehrere Forschungsprojekte verantwortlich, zu deren Resultaten unter anderem folgende Konzepte zählen: die heute selbstverständliche graphischen Benutzeroberfläche, die Formulierung des Grundgedankens der Objektorientierung nebst Prägung des Neologismus *object-oriented*, sowie die ergonomische Vision des heutigen Notebooks; vgl. Quibeldey-Cirkel 1994, S. 13 sowie Kay 1996, S. 512.

²²⁴Vgl. Liskov 1996, S. 510. Den Begriff der Datenabstraktion erklärt B. Liskov folgendermaßen: „A data abstraction, or abstract data type, is a set of objects and operations. Programs that access the objects can do so only by calling the operations, which provide means to observe an object's state and to modify it. The objects contain within them a storage representation that is used to store

im Zuge dieses Konzeptes zu Einheiten zusammengefasst und strukturiert, die eine Referenz für reale Gegenstände bilden sollen; diese theoretischen Einheiten werden Objekte genannt. Für die hier betrachtete objektorientierte Programmierung beschreibt dies die Kapselung von Variablen und Funktionen²²⁵ eines der Modellhinsicht des Programmkonzeptes entsprechenden Einheit in ein theoretisches Objekt. Das bedeutet für die praktische Umsetzung eines Programms zunächst nichts weiter, als dass die Programm-Elemente derart geordnet werden, dass die Variablen als Eigenschaften und die Funktionen als Vorgänge oder Manipulationsmöglichkeiten (Methoden) eines korrespondierenden realen Gegenstandes gesehen werden. Beispielsweise werden, wenn man ein Programm zur Berechnung der Innenfläche eines Dreiecks schreiben wollte, die Variablen, welche verschiedene Angaben eines bestimmten Dreiecks speichern sollen, nicht beliebig benannt, sondern mit Bezug zu einem Objekt `Dreieck` organisiert; dies bedeutet zunächst aber nur bessere Lesbarkeit. So würde beispielsweise bei der Zuweisung einer Seitenlänge und Höhe im Programm der im Folgenden dargestellte erste Befehlssatz durch den zweiten ersetzt:

```
s = 15;
```

```
h = 12;
```

```
Dreieck.seite.setzeLaenge(15);
```

```
Dreieck.hoehe.setzeLaenge(12);
```

Das Konzept der Objektorientierung ist in den verschiedenen objektorientierten Programmiersprachen mehr oder weniger tiefgreifend umgesetzt²²⁶; auch die Forschung ist sich mit der detaillierten Formulierung des Konzepts durchaus uneins; die kontroversen

their state, but this representation is encapsulated: it is not visible to programs that use the data abstraction“ [Liskov 1996, S. 472].

²²⁵Variablen und Funktionen sind aus der Mathematik entlehnte Begriffe, die im Zuge einer früheren Abstraktionsstufe als informationstechnisches Vokabular etabliert wurden. Die Variable ist ein »logischer« (im Gegensatz zum physischen) Speicherplatz eines Wertes. Physisch speichert jeder Digitalrechner nur binäre Zahlenfolgen; auf der Abstraktionsstufe imperativer Programmiersprachen wurden mehrere sog. primitive Datentypen, wie ganze Zahlen, Zeichenfolgen u.a. vereinbart, die den Variablen zugewiesen und über sie verändert werden können. Funktionen sind Verkapselungen von Algorithmen, die aus einer beliebigen Anzahl an Eingabewerten, die durch Variablen übergeben werden, in endlich vielen Schritten einen Ausgabewert errechnen bzw. erarbeiten. Vgl. Claus/Schwill 2003, S. 250f und S. 698.

²²⁶Vgl. Blaschek 2006, S. 590.

Positionen, die hier teilweise noch diskutiert, zumindest aber erläutert werden, betreffen folgende Fragen:

- Werden Objekte mono- oder polyhierarchisch definiert (Einfach- oder Mehrfachvererbung)?
- Kann aus jeder Klasse ein Objekt generiert werden, bzw. gibt es sog. abstrakte Klassen?
- Sind alle Arten von Variablen durchgängig Objekte; ist also insbesondere auch eine Zahl ein Objekt?

Teilweise orientiert sich die Beantwortung dieser Fragen bei der Implementierung einer bestimmten Sprache an rein pragmatischen Gründen, wie etwa der Ablaufgeschwindigkeit des Programmes oder dem Verbrauch von Speicherplatz²²⁷. Bei allen in dieser Arbeit dargestellten Beispielen objektorientierten Quelltextes wird die Syntax der Programmiersprache JAVA verwendet; sie unterstützt Einfachvererbung und abstrakte Klassen; Zahlen können sowohl als Objekte, wie auch in sog. primitiven Datentypen, also auf traditionelle Art dargestellt werden.

Wichtig ist festzustellen, dass die objektorientierte Programmierung trotzdem Programmierung bleibt; d.h. der programmatische Ablauf der Algorithmen wird zwar konzeptionell auf Objekte verteilt, die Rückübersetzung liefert aber wieder einen deterministischen Maschinen-Code; dieser wäre mitunter nicht maßgeblich von dem Maschinen-Code unterscheidbar, den die Übersetzung eines zielgleichen, unter Verwendung eines anderen Programmierparadigmas geschriebenen Programmes ergäbe. Deshalb ist die grundlegende Struktur auch bei objektorientierten Programmiersprachen immer ein umfassender Algorithmus, dessen deterministischer Ablauf mit dem Starten des gesamten Programmes beginnt; anstelle von unspezifischen Werten arbeitet der umfassende Algorithmus aber mit Objekten als imaginären Akteuren. Dies ist möglich, indem eine Aufteilung des gesamten Algorithmus in weniger komplexe Teilalgorithmen stattfindet, welche wiederum den virtuellen Objekten als besagte »Methoden« zugewiesen werden. Die Objektorientierung bindet also, von der konzeptionellen Seite betrachtet, alle Berechnungen, Veränderungen und Darstellungen, die auch sonst in Algorithmen vorgenommen werden,

²²⁷Vgl. hinsichtlich dieser Nachteile objektorientierter Programmiersprachen: Blaschek 2006, S. 598.

an das diese Vorgänge betreffende Objekt. Die Berechnung des Flächeninhaltes eines bestimmten Dreiecks beispielsweise würde somit als Methode eines Dreieck-Objektes implementiert; würde solch eine Methode im umfassenden Algorithmus »aufgerufen«, so nähme das Objekt als Ausgangswerte die intern gespeicherten Eigenschaften *Seitenlänge* und *Höhe*, um die Fläche zu berechnen; das Ergebnis wiederum würde dem Objekt als Eigenschaft *Flächeninhalt* zugewiesen und gespeichert.

Alle Bestrebungen, die hinter der Entwicklung der unterschiedlichen Programmierparadigmen stehen, sind auf das Ziel gerichtet, die Entzerrung der Komplexität des singulären, verschachtelten Algorithmus zu erreichen. K. Quibeldey-Cirkel zählt eine Vielzahl an psychologisch und didaktisch motivierten Gründen auf, weshalb die Objektorientierung anderen Programmierparadigmen hierbei vorzuziehen sei; die Kernaussage konzentriert sich dabei auf die durch die Metaphorik²²⁸ der Objektorientierung hervorgerufene „intuitive Akzeptanz“. Die Struktur des objektorientierten Programmes arbeitet mit Bildern aus dem Alltag; der Umgang mit Gegenständen und ihren Eigenschaften ist dem unbedarften Verstand geläufiger, als das Arbeiten mit bloßen Wertgrößen. Die Verbindung der Variablen zu den Eigenschaften der korrelierenden realen Gegenstände, die man bei anderen Programmierparadigmen selbst im Sinn behalten müsste, werden in der Objektorientierung ausdrücklich dargestellt. Für den Laien oder den Neuling sind diese Programmier-Mechanismen daher eingängiger als die mathematischen Formalismen anderer Programmierparadigmen²²⁹. Als einen wesentlichen Faktor dieser intuitive Akzeptanz nennt K. Quibeldey-Cirkel die Analogie zur „Ontologie“²³⁰:

²²⁸Die auffällige Rolle der Metaphorik kann hier nicht geleugnet werden; man ist während der Niederschrift eines Textes zum Thema Objektorientierung durchaus geneigt, jedes zweite Wort in Anführungszeichen zu setzen, wie um sich selbst zu beweisen, dass man den Metaphern, die man in diesem Umfeld notwendigerweise verwenden muss, nicht auf den Leim geht. K. Quibeldey-Cirkel spricht darüber hinaus sogar von einer „antropomorphe[n] Sicht der Objekte“ [Quibeldey-Cirkel 1994, S. 151].

²²⁹Vgl. Quibeldey-Cirkel 1994, 148ff.

²³⁰Der Begriff »Ontologie« hat in Informatik und Informationswissenschaft einen sehr begrenzten Rahmen; W. Hesse erklärt diesen folgendermaßen: „[E]ine Ontologie [beschreibt] also einen Wissensbereich (knowledge domain) mit Hilfe einer standardisierenden Terminologie sowie Beziehungen und ggf. Ableitungsregeln zwischen den dort definierten Begriffen.“ [Hesse 2002, S. 477] Ontologie hat in dieser Auffassung eine Bedeutung vergleichbar dem eines Regelsystems in der Prädikatenlogik (vgl. Mittelstraß 1971, Sp. 785f). K. Quibeldey-Cirkel allerdings verwendet hier nicht diese spezifische informationswissenschaftliche Bedeutung der Vokabel.

Die Ontologie beschäftigt sich mit der Ordnungs-, Begriffs- und Wesensbestimmung der Dinge, die den Menschen in der realen Welt umgeben. Die Analogie zwischen dem Objekt-Paradigma und der Ontologie ist ein weiteres Indiz für die natürlich-reale Weltsicht der Objektorientierung.

[Quibeldey-Cirkel 1994, S. 160]

Aus diesem Punkt heraus, lässt sich nun der Zusammenhang zwischen Objektorientierung und Begriffsdefinition erläutern: Wenn nicht nur mit abstrakten Werten gearbeitet wird, sondern mit Objekten und ihren Eigenschaften, ist es für den Programmierer (bzw. den Software-Entwickler) unverzichtbar zu wissen, was das bestimmte Objekt ist, welche Art von Objekt er also vor sich hat. Nur wenn er den Begriff des Objektes überblickt, kennt er dessen wesentliche Eigenschaften. Diese wiederum müssen, da das Objekt in der Programmierung explizit beschrieben werden muss, in den Quelltext (den menschenleserlichen Code) des Programmes integriert werden.

In der Theorie werden weiterhin folgende – in erster Linie wirtschaftlichen – Vorteile der Objektorientierung genannt²³¹:

- Wiederverwendbarkeit bereits vorhandener Quelltexte
- Vermeidung von redundant programmierten Funktionen
- Einfache Erweiterbarkeit von Programmen
- Reduktion der Komplexität der Aufgabenstellung
- Vermeidung von Fehlern im Entwurfskonzept durch die Notwendigkeit der ausdrücklichen Formulierung konzeptueller Bestimmungen im Programmcode
- Einfache Aufteilung der Programmierarbeit entsprechend der einzelnen Objekte (bzw. Klassen)

²³¹Vgl. Blaschek 2006, S. 597 sowie Quibeldey-Cirkel 1994, S. 66, 104ff u. 166f. Die Vorteile werden, insofern sie später noch Erwähnung finden, erst dort genauer erläutert.

5.2 Hierarchische Strukturen in der Objektorientierung

Genau genommen werden bei der objektorientierten Programmierung nicht die Objekte selbst, sondern sogenannte Klassen »programmiert«. In diesen wird festgelegt, welche Eigenschaften und Operationen an einem Objekt einer bestimmten Art der Möglichkeit nach aufzufinden sind. Eine Klasse – der Terminus ist ebenfalls aus der Mathematik übernommen – wird meist als „Zusammenfassung von Objekten“ oder als „Schablone“ [Claus/Schwill 2003, S. 326] für solche beschrieben, entspricht aber, solange dem Konzept der Objektorientierung wirklich Rechnung getragen wird, eher einer Definition des Begriffs von dem Gegenstand, der durch ein Objekt dieser Klasse referenziert werden soll. Selbstverständlich wird in der Praxis, da Programme immer in Abhängigkeit eines bestimmten, wirtschaftlich beschränkenden Einsatzzwecks erstellt werden, bei der Wahl der Eigenschaften nicht in gleicher Weise auf das Wesen des Gegenstandes geblickt, wie dies für die philosophische Theorie gefordert ist; der Fokus orientiert sich hingegen an der Rolle des Gegenstandes für das bestimmte System, welches durch das Programm abgebildet wird. Dies hat aber zunächst nichts mit dem Programmierparadigma Objektorientierung zu tun; es wird eben – mit dem oben gewählten Vokabular gesprochen – aus wirtschaftlichen Gründen eine *Hinsicht* auf den Gegenstand gewählt, die zwar nicht seinem Wesen gerecht wird, aber vielleicht dem »Wesen« seiner Rolle in diesem System. Der Einsatzzweck, das korrelierende Wirtschaftlichkeitsdenken und die dafür adäquate Ungenauigkeit bestimmen den Blickwinkel auf den Gegenstand; so könnte man das Wesen des Stuhls als »Möbel zum Sitzen am Tisch« beschreiben; für den Lageristen zählt er aber zu den Artikeln einer bestimmten Größen-Kategorie, für das Kind zu den Mitteln, an das Fach mit den Süßigkeiten zu gelangen. In gewissen Situationen ist es »wirtschaftlicher« oder sinnvoller ein Proprium anzugeben, das – wie gezeigt wurde – im begrenzten Geltungsbereich auch durch akzidentielle Eigenschaften bestimmt werden kann. Dies aber gilt, wie man an den Beispielen sieht, auch für die situationsbedingte Definition. Aber für den Zweck, eine am Wesen der Gegenstände orientierte informationstechnische Abbildung zu schaffen, müsste man sich bei der Programmierung der Klassen an die Vorschriften der aristotelischen Wesensdefinition halten.

Um den Zusammenhang zwischen Klasse und Definition deutlicher abhandeln zu können, muss nun das Konzept der Klasse noch detaillierter untersucht werden. Die Methoden

und Eigenschaften, die am Objekt ab- und aufrufbar sind, werden der Möglichkeit nach, also nur in ihrer Funktionsweise und Bedeutung durch den Entwurf der Klasse festgelegt; erst das virtuelle Objekt, das zur Zeit, da das Programm ausgeführt wird, entsprechend der Klassendefinition generiert wird, besitzt eine konkrete Ausprägung der Eigenschaften und kann durch Aufruf seiner Methoden manipuliert werden. Die Eigenschaften der Klassen sind selbst von bestimmter Art; auch sie können also Objekte sein und werden ebenso durch Klassen definiert²³²; so hat beispielsweise ein Objekt *Ball* als Eigenschaft eine bestimmte Farbe, die wiederum als Objekt *Farbe* ein besonderes farbliches Mischverhältnis repräsentiert.

Die hierarchische Struktur der Begriffe kann man nun in der Objektorientierung darin wiederfinden, dass Klassen ihre Bestimmungen an untergeordnete Klassen »vererben« können. Beispielsweise hätte eine Klasse der Bezeichnung *GeometrischeFigur*²³³, in der alle wesentlichen Eigenschaften einer geometrischen Figur als Variablen ohne Wert angelegt sein müssen, der Möglichkeit nach die Eigenschaft eines bestimmten Flächeninhalts; eine Subklasse *Polygon*, muss diese Eigenschaftsstelle demnach ebenso besitzen, wie auch alle ihre Subklassen; zusätzlich aber werden weitere Eigenschaften der Möglichkeit nach angelegt sein, wie etwa die Anzahl der Seiten oder Ecken.

Bedeutsamerweise hat sich in der Fachsprache, obwohl für die Definition der Objektart die mathematische Bezeichnung der Klasse gewählt wurde, die – wie bereits mehrfach erwähnt wurde – keine inhaltlichen Zusammenhang der Elemente verlangt²³⁴, für die Weitergabe der Möglichkeit, bestimmte Eigenschaften und Methoden zu besitzen, die Bezeichnung »Vererbung« (*inheritance*) eingebürgert²³⁵. Dieses genealogische Bild ist ein wichtiger Faktor, das Moment der hierarchischen Ordnung bei der Objektorientierung zu kennzeichnen. Die Konnotation der Vokabel »Klasse« hingegen, nur den extensionalen Blickwinkel zu beachten, ist bei der Objektorientierung durchaus fehl am Platz; zur Laufzeit des fertigen Programmes ist der Umfang der zu einer bestimmten Klasse

²³²Vgl. Zeppenfeld 2004, S. 4f.

²³³Die vom Programmierer selbst vergebenen Bezeichnungen für Klassen, Variablen und Funktionen sind von der Syntax der Programmiersprache auf eine bestimmte Menge alphanumerischer Zeichen begrenzt; insbesondere Leerzeichen und Zeilenumbrüche dürfen in Namen also gewöhnlich nicht vorkommen.

²³⁴Vgl. auch Claus/Schwill 2003, S. 327.

²³⁵Vgl. Sebesta 1993, S. 518f.

gehörigen Objekte generell vollkommen gleichgültig; es sind deswegen für den Abruf der Anzahl an Objekten einer bestimmten Klasse keine internen ProgrammROUTINEN vorgesehen. Für die Umsetzung des Programmierparadigmas ist nur wichtig, durch welche Klasse das Objekt definiert wurde; sollte für einen Anwendungszweck die Anzahl der Objekte wichtig werden, würde man die Lösung dieser Aufgabe eigens mit einem Zähler-Objekt umsetzen. Dieser Vorrang des intensionalen Charakters wird in der Sekundärliteratur oft verkannt oder sogar übersehen²³⁶.

Im Konzept der Vererbung spricht sich also die Verwandtschaft zur Definition am deutlichsten aus. Generell muss bei der Programmierung jeder Klasse eine Oberklasse angegeben sein, von der diese »abgeleitet« sein soll²³⁷. Vom informationstechnischen Gesichtspunkt aus bedeutet es, dass Variablen und Funktionen, die einer Überklasse zugeschrieben wurden, auch der Unterklasse zukommen. Das Konzept ist aber in verschiedenen Programmiersprachen in zwei Arten umgesetzt:

Erbt eine Unterklasse immer nur die Attribute und Operationen einer einzigen Oberklasse, spricht man von **Einfachvererbung**. Bei der **Mehrfachvererbung**[²³⁸] kann eine Klasse aus mehreren verschiedenen Oberklassen abgeleitet sein.

[Zeppenfeld 2004, S. 6]

Im Modus der Mehrfachvererbung ist die strukturelle Ordnung der Klassen nicht monohierarchisch; nicht zuletzt deshalb ist dieser Modus auch weit weniger etabliert. Aus philosophischer Sicht vertritt das Vererbungskonzept in diesem Modus die Position, ein Begriff könnte gleichwertig unter mehreren Gattungen stehen. Ein Objekt der Klasse *Ball* könnte demnach Eigenschaftsstellen der Klassen *Spielzeug*, *geometrischer Körper*, *Rechnungsposten*, u.s.w. übernehmen; als Rechnungsposten hat der Ball einen Preis,

²³⁶Vgl. Quibeldey-Cirkel 1994, S. 84, 157ff oder Claus/Schwill 2003, S. 326.

²³⁷Wird die Angabe einer Oberklasse unterlassen, so wird implizit angenommen, die gerade programmierte Klasse sei direkte Subklasse von einer in der jeweiligen Programmiersprache vordefinierten obersten Klasse, auch „Wurzelklasse“ genannt (vgl. Blaschek 2006, S. 588); in der Sprache JAVA beispielsweise lautet die Bezeichnung dieser höchsten Klasse *Object*.

²³⁸Mit der Übersetzung *Mehrfachvererbung* für das englische *multiple inheritance* ist im Deutschen ein eher missverständlicher Terminus gewählt; obwohl das englische *inherit* bidirektional eingesetzt werden kann, trennt man im Deutschen je nach Richtung in die Verben *erben* und *vererben*; Vererbung bedeutet demnach immer ein Weitergeben, nicht ein Erhalten. Potentiell können aber natürlich in beiden Interpretationen des Konzeptes mehrere Unterklassen einer Oberklasse zugeordnet werden, die »Vererbung« ist also beides Mal potentiell eine mehrfache. Um aber auszudrücken, dass eine Klasse von mehreren Oberklassen »erben« kann, wäre die Bezeichnung *Mehrfachererbung* deutlicher.

als geometrischer Körper eine räumliche Gestalt, als Spielzeug einen bestimmten Unterhaltungswert oder zumindest eine Zielgruppe. Um den Unterschied noch klarer zu zeigen, muss man ergänzen, dass eine Klasse auch bei der Einfachvererbung mehrere Oberklassen haben wird; nur stehen diese Oberklassen zueinander eben im hierarchischen Verhältnis der Unterordnung; sie sind untereinander ebenfalls jeweils Ober- und Unterklasse.

Objekte können nur im umfassenden Algorithmus sowie in den Teilalgorithmen der Methoden aus den bestimmten Klassen »generiert« werden – der Fachbegriff dafür lautet *Instanziierung*. Auch der »innere« Zustand dieser Objekte, d.h. die Ausprägung ihrer Eigenschaften wird dort über ihre Methoden beeinflusst. Es herrscht Uneinigkeit darüber, ob Objekte aus jeder Klasse oder nur aus den der Hierarchie nach untersten erstellt werden können. Aus philosophischer Sicht, ist diese Frage nicht einfach nachvollziehbar; es scheint klar zu sein, dass ein Gegenstand immer einer untersten, unteilbaren Art zuzuordnen ist. Eine Analogie des Problems ist aber eher in der Frage nach der Möglichkeit des $\alpha\tau\omicron\mu\omicron\nu\ \epsilon\acute{\iota}\delta\omicron\varsigma$ zu suchen. Nimmt man, wie I. Kant an, die Einteilung der Begriffe könne als solche gar kein natürliches unteres Ende erreichen, muss der Vorgang schon aus rein pragmatischen Gründen auf einer beliebigen, aber dem Anwendungszweck der Analyse adäquaten Ebene gestoppt werden. Für die objektorientierte Programmierung bedeutet dies, dass für ein gegebenes Programmziel eine genauere Unterteilung nicht sinnvoll wäre. Muss ein Programm beispielsweise die Werte eines Dreiecks erst berechnen, ist für diesen Vorgang durchaus entscheidend, ob es sich um ein gleichschenkliges oder ein rechtwinkliges Dreieck handelt; soll aber lediglich ein Dreieck, von dem alle wichtigen Maße bereits bekannt sind, am Bildschirm ausgegeben werden, so sind dafür diese Unterschiede irrelevant; es würde genügen ein Objekt der Oberklasse *Dreieck* zu erstellen. Letztlich wird der Software-Entwickler darüber entscheiden, ob eine Klasse spezifisch genug ist, um sinnvoll Instanzen (Objekte) aus ihr zu generieren. Um dies zu verhindern, können Klassen in manchen Programmiersprachen als *abstrakt* eingestuft werden²³⁹; sinnvoll wäre dies beispielsweise für die Klassen *GeometrischeFigur* und *Polygon*.

²³⁹Vgl. Blaschek 2006, S. 588.

5.3 Verdeutlichung anhand eines Beispiels

Die bisherigen Ausführungen, insbesondere die behauptete Verwandtschaft zur Definition, sollen nun mithilfe mehrerer Ausschnitte aus dem Quelltext eines Programms, welches unter Verwendung der objektorientierten Programmiersprache JAVA angefertigt wurde, deutlicher dargestellt werden. Die hier folgenden Auszüge ergeben in Summe kein lauffähiges Programm – dazu wären alle verwendeten Objekt-Klassen nötig; sie veranschaulichen aber mit ausreichender Deutlichkeit die bis zu diesem Punkt erläuterten Konzepte der Objektorientierung. Dazu muss zunächst ein kurzer Abriss der Sprachsyntax der verwendeten Programmiersprache erfolgen²⁴⁰:

Der Quelltext teilt sich einerseits in syntaktische, durch die Programmiersprache vorgegebene Befehle – sie werden in den Abbildungen durch blaue Schriftfarbe hervorgehoben – und andererseits in semantische Bezeichnungen von Objekten und Klassen. Die im Quelltext grau dargestellten Kommentare dienen der Erläuterung und Dokumentation des Programmcodes und werden daher bei der Übersetzung des Programmes ignoriert. Wird eine Variable oder Eigenschaft das erste Mal im Quelltext erwähnt, z.B. bei der Generierung eines Objekts, wird ihrem Namen die Bezeichnung der Klasse vorangestellt, durch welche sie definiert sein soll. Üblicherweise werden zur besseren Unterscheidbarkeit Klassenbezeichnungen groß- und Objektnamen kleingeschrieben.

Den Bezeichnungen von Methoden und Konstruktoren müssen zwei Klammerpaare folgen; zwischen den zuerst folgenden runden Klammern »()« werden die der Methode übergebenen Variablen gelistet; zwischen den darauf folgenden geschwungenen Klammern »{}« wird die algorithmische Verarbeitung der Variablenwerte beschrieben, die bei Aufruf der Methode ausgeführt werden soll. Die sog. Konstruktoren sind Methoden, die bei der Instanziierung eines Objektes aufgerufen werden; sie müssen eine dem Klassennamen identische Bezeichnung tragen und sollten das Objekt in einen realistischen Grundzustand versetzen; im Beispiel sind dies die Methoden mit Namen `Dreieck`. Über den Bezeichner `this` kann man innerhalb der Klassendefinition auf das spätere Objekt dieser Klasse Bezug nehmen; i.d.R. werden so die Eigenschaften des Objekts manipuliert. Der Befehl `class` leitet eine Klassendefinition ein; ihm muss die Bezeichnung der

²⁴⁰Vgl. bezüglich dieser Angaben zur JAVA-Syntax: Zeppenfeld 2004, S. 21-30, 37f u. 44.

Klasse sowie, durch den Befehl `extends` angedeutet, ihre Überklasse folgen. Der Befehl `abstract` bewirkt, dass von der so gekennzeichneten Klasse keine Objekte generiert werden können. Mit dem Befehl `new`, dem ein Klassenname folgen muss, werden »neue« Objekte der angegebenen Klasse generiert.

Die syntaktischen Befehle `public` und `private` betreffen Sichtbarkeit, `void` den Rückgabewert der Methoden; sie können für den gegenwärtigen Zweck ignoriert werden. Der Datentyp (Eigenschaftsklasse) `int` ist der primitive Datentyp für eine natürliche ganze Zahl, `double` der für eine Gleitkommazahl.

Um einen Eindruck zu verschaffen, in welchen Schritten die Definition der Objekt-Klassen stattfindet, werden die ersten beiden der folgenden Codebeispiele jeweils eine Klassendefinition enthalten.

Quelltextauszug 2: Klassendefinition des Polygons

```
/**
 * Ein Polygon ist eine geometrische Figur, die aus mindestens
 * drei durch Strecken verbundenen Punkten besteht.
 */
public abstract class Polygon extends GeometrischeFigur {

    // Eigenschaften:
    int anzahl_der_ecken;
    Winkel winkelsumme;
    public Flaeche flaeche;

    // Abstrakte Methode:
    // Sie muss in den Subklassen ausformuliert werden!
    abstract void berechne_Flaeche();

    // Umgesetzte Methode:
    // Die Berechnung der Winkelsumme ist fuer alle Polygone
    // (m.E. auf plane Ebenen) durch folgende Formel bestimmt:
    // (n - 2) * PI ; wobei "n" die Anzahl der Ecken ist.
    void berechne_Winkelsumme(int anzahl_der_ecken){
        double ws = (anzahl_der_ecken - 2) * Math.PI;
        this.winkelsumme = new Winkel(ws);
    }
}
```

Quelltextauszug 3: Klassendefinition des Dreiecks

```
/**
 * Ein Dreieck ist ein Polygon mit drei Punkten (bzw. Ecken).
 */
class Dreieck extends Polygon {

    // Eigenschaften:
    Strecke seite_a;
    Strecke seite_b;
    Strecke seite_c;

    Winkel winkel_alpha;
    Winkel winkel_beta;
    Winkel winkel_gamma;

    Strecke hoehe;

    // Konstruktion nach dem Prinzip Seite-Winkel-Seite:
    public Dreieck (Strecke seite_1,
                   Winkel winkel,
                   Strecke seite_2) {

        // Dies gilt fuer jedes Dreieck:
        this.anzahl_der_ecken = 3;

        // Die Berechnung der Winkelsumme erfolgt in der Methode der
        // der Oberklasse; die Anzahl der Ecken wird ihr uebergeben.
        this.berechne_Winkelsumme(this.anzahl_der_ecken);

        // Die der Konstruktionsmethode uebergebenen Werte werden
        // "im" Objekt als dessen Eigenschaften gespeichert.
        this.winkel_alpha = winkel;
        this.seite_c = seite_1;
        this.seite_b = seite_2;

        // Fuer die Berechnung des Flaecheninhaltes muss die
        // Hoehe bestimmt werden:
        // Die Laenge der Hoehe entspricht dem Sinuswert des Winkels
        // "alpha" multipliziert mit der Laenge der Seite "b".
        double laenge_der_hoehe =
            Math.sin(winkel_alpha.bogenmasz) * seite_b.laenge;

        // Die Hoehe kann nun als neues Streckenobjekt angelegt werden.
        this.hoehe = new Strecke(laenge_der_hoehe);

        // Jetzt kann der Flaecheninhalt mithilfe der unten definier-
        // ten Methode bestimmt werden.
        this.berechne_Flaeche();

        // Hier wuerden noch weitere, das Dreieck betreffende Berech-
        // nungen folgen ...
    }
}
```

```

// Weitere Konstruktoren, die sich nicht dem Namen nach, sondern
// durch die Konstellation der Uebergabevariablen unterscheiden:
public Dreieck (Strecke grosse_seite,
                Strecke kleine_seite,
                Winkel winkel) {
    // ...
}

// Methode(n):
// Die Flaechе eines Dreiecks ist die Haelfte des Produkts
// aus Grundstrecke und Hoehe.
void berechne_Flaeche() {
    double inhalt = (this.hoehe.laenge * this.seite_c.laenge) / 2.0;
    this.flaeche = new Flaechе(inhalt);
}
}

```

In den Anweisungsblöcken der Methoden, werden teilweise nur Werte zugewiesen, teilweise Berechnungen (z.B. des Flächeninhaltes) vorgenommen. Der Vererbungseffekt wird daran deutlich, dass die für das Polygon nur der Möglichkeit nach angelegte Eigenschaften `anzahl_der_ecken`, `winkelsumme` und `flaeche` durch die Definition des Dreiecks einen konkreten Wert erhalten können, dort aber nicht erneut angelegt werden. Das »Dass« der Eigenschaften steht schon beim Überbegriff fest, die Ausprägung ist jedoch erst im Unterbegriff möglich. Ähnlich verhält es sich mit den Methoden der »abstrakten« Oberklasse; auch sie sind ihrer Bedeutung nach klar, enthalten aber in den Subklassen unterschiedliche Anweisungen. Dass bei jedem Polygon eine Fläche zu berechnen ist, steht fest; wie diese Berechnung durchzuführen ist unterscheidet sich nach dem Wesen der Unterart. Anders verhält es sich bei der Winkelsumme; diese lässt sich für alle Polygone auf die selbe Weise berechnen. Daher ist die Methode `berechne_Winkelsumme()` in der Klasse des Polygons ausgeführt und in der des Dreiecks aufrufbar; dieser Algorithmus muss für keine Unterklasse des Polygons neu geschrieben werden, da er an diese »vererbt« wird.

Wie das »automatisierte Wissen« dieser Klassendefinitionen in einem Computerprogramm nutzbar wäre, wird im folgenden Beispiel eines »umfassenden Algorithmus« dargestellt; dieser wird gemäß der Konvention der JAVA-Syntax in einer bestimmten Methode (`public static void main(String arg[])`) programmiert. Nachdem dort

die für die Generierung des Dreieck-Objekts notwendigen Strecken- und Winkelobjekte erstellt wurden, kann die Instanziierung des Dreiecks erfolgen; die dabei implizit berechneten Werte sind sofort abrufbar.

Quelltextauszug 4: Einsatz der programmierten Klassen

```
public class Main {  
  
    public static void main(String arg[]) {  
  
        // Das Dreieck soll mithilfe zweier Strecken und eines  
        // Winkels konstruiert werden.  
  
        Strecke seite_1 = new Strecke(5);  
        Winkel winkel = new Winkel(Math.PI/2.0); // entspricht 90 Grad  
        Strecke seite_2 = new Strecke(3);  
  
        Dreieck dreieck = new Dreieck(seite_1, winkel, seite_2);  
  
        // Das Objekt "dreieck" ist nun bereits vollstaendig  
        // berechnet, d.h. sein Flaecheninhalte kann bereits  
        // abgerufen werden.  
  
        System.out.print(dreieck.flaeche.inhalt);  
  
        // Am Bildschirm erscheint das Ergebnis "7.5".  
  
    }  
}
```

Für den dargestellten Zweck wäre das objektorientierte Programm in hohem Maße unwirtschaftlich. Ein »traditionell« prozedural programmierter Quelltext mit dem Inhalt `double w = PI/2, s1 = 5, s2 = 3, f = sin(w) * s1 * s2 / 2; printf("%f", f);` (Programmiersprache: C) würde das selbe Ergebnis leisten. Erst ab einer gewissen Komplexität der Aufgabenstellung beginnt das objektorientierte Vorgehen seine Vorteile zu entfalten. Würden im dargelegten Beispiel alle Konstruktoren, Methoden und Eigenschaften gewissenhaft ausformuliert, so könnte eine einmal programmierte Klasse für jede weitere Aufgabe, die ein Objekt dieser Art betrifft, wiederverwendet werden. Der augenscheinlichste Vorteil, die einfachere Lesbarkeit, bewirkt zudem, dass objektorientierter Quelltext einfacher angepasst werden kann. Der »traditionelle« Quelltext

hingegen braucht ein deutliches Übermaß an zusätzlicher Dokumentation und Spezialwissen.

5.4 Relevanz der philosophischen Konzepte

Allein die Umsetzung des Objekt-Paradigmas in Programmiersprachen ist aber kein Garant für das tatsächliche Eintreten der oben aufgezählten Vorteile. Der Grad des Einsatzes der dargestellten Mittel der Objektorientierung sind dem jeweiligen Entwickler überlassen; die Funktion des Beispiel-Programmes wäre zunächst die gleiche, wenn alle Funktionalität innerhalb der Klassendefinition des Dreiecks zu finden wäre, wenn die Eigenschaften keine aussagekräftigen Bezeichnungen hätten oder statt der verwendeten Objekt-Klassen *Strecke* und *Winkel* einfach unmittelbar die Zahlenwerte ihrer Größen verwendet worden wären. Da es sich bei den meisten Programmen ihrem inneren Sinn nach letztlich um Berechnungen handelt, ist es eine stets offene Frage, an welcher Stelle der notwendige Rückgriff auf die Zahl stattfindet²⁴¹. Bildet eine Klassendefinition aber nicht stringent den Begriff des betrachteten Gegenstandes ab, ist die Wiederverwendbarkeit der Klasse stark eingeschränkt. Werden Eigenschaften und Methoden, die eigentlich höherer Klassen angehörten, in einer niederen deklariert, müssen selbige in eine »benachbarte« Klasse erneut integriert werden; unnötige Redundanz sollte aber doch gerade vermieden werden. Auch die Komplexität der Aufgabenstellung wird nur dann wirklich verringert, wenn die Klassen »realen« Begriffen entsprechen. Werden hingegen begriffliche Phantasiegebilde geschaffen, kann von intuitiver Akzeptanz und vereinfachter Les- und Wartbarkeit keine Rede mehr sein. Semantische Mängel im Entwurfskonzept können also durchaus die Vorteile des Paradigmas zunichte machen.

²⁴¹Am dargelegten Beispiel kann man diese Problematik genauer erläutern. In der Klassendefinition des Dreiecks (vgl. Quelltextauszug 3) wird ein Winkel in die von der Programmiersprache vorgegebene mathematische Sinus-Funktion eingesetzt: `Math.sin(winkel_alpha.bogenmasz)`. Die vorprogrammierte Methode `sin(parameter)` akzeptiert ausschließlich Zahlenwerte als Übergabeparameter; daraus ergibt sich die Ambiguität, dass sowohl der Wert des Bogenmaßes, wie auch der des Grades eines Winkels als Zahl übergeben werden könnte, obwohl der impliziten Konvention nach nur die des Bogenmaßes ein sinnvolles Ergebnis liefert. Wird dies nicht beachtet, würde die Verwendung der Grad-Zahl keinen Programmfehler verursachen, sondern falsche Ergebnisse liefern; man spricht in einem solchen Fall vom »semantischen Fehler«, der besonders gefürchtet wird, da er bis zu einer Überprüfung der Ergebnisse unentdeckt bleibt. Klarer wäre die Situation, wenn die Methode so programmiert wäre, dass als Übergabeparameter ein Winkel-Objekt verlangt wird, welches den intern gespeicherten Wert in beiden Formaten bereithält.

Die beschriebenen Vorzüge treten nur ein, wenn sich der Entwurf an den implizierten Grundsätzen des Objekt-Paradigmas orientiert. Doch was heißt das genau? Die grundlegende Aussage der Objektorientierung lautete: »Jedes Objekt in der Informatik ist als realistisches Modell eines Gegenstandes zu sehen«. Versteht man diesen Grundsatz als starke Analogie, so muss auch die hierarchische Strukturierung bei den Objekten der gleichen Gesetzmäßigkeit folgen wie die Ordnung der Begriffe.

Die Behauptungen dieses letzten Abschnitts lassen sich in folgende Hypothese konzentrieren: »Die prognostizierten Vorteile der Objektorientierung kommen umso deutlicher zu Tragen, je mehr sich der Entwurf der Klassenstruktur an den dargestellten Definitionsvorschriften der Philosophie orientiert«.

Dies lässt sich so begründen: Die Definitionsvorschriften nach Platon und Aristoteles, im Detail die Ausgewogenheit der Teilung, Vollständigkeit der Zwischenschritte, Beibehaltung des Differenzblickwinkels und die an substantziellen Bestimmungen orientierte Wahl von Gattung und Differenz, sind auf das gemeinsame Ziel hin verfasst, das Wesen eines jeden Gegenstandes stringent zu bestimmen. Das Beachten der Vollständigkeit der Zwischenschritte bewirkt, dass begriffliche Einheiten nicht über mehrere Ebenen in eine Einheit »zusammengerafft« werden. Sind Klassendefinitionen über mehrere Ebenen getrennt, lassen sich Eigenschaften und Methoden differenzierter auf die Unterklassen verteilen; so sind am resultierenden Objekt keine Funktionen abrufbar, die mit dem korrelierenden Gegenstand eigentlich nichts zu tun haben. Die Beibehaltung des Differenzblickwinkels sowie die Orientierung am Wesen des Gegenstandes verhindern, dass sich ein Objekt durch Nebensächlichkeiten auszeichnet, die für den gegenwärtige Einsatzzweck aussagekräftig genug sein mögen, für weitere Programme aber unzulänglich wären. So wird der selbe Gegenstand unter Einnahme verschiedener Blickwinkel immer der selbe bleiben und grundsätzlich gleiche Eigenschaften besitzen, auch wenn sie in einer speziellen Hinsicht weniger wichtig sind.

Dies hat zudem die Konsequenz, dass der Vererbungsmodus der Mehrfachvererbung durchgängig abzulehnen ist. Ein Essentialist würde dieser Interpretation des Paradigmas ohnehin ablehnend gegenüberstehen, da für ihn der Begriff eines Gegenstandes nur in einer Hinsicht, nämlich der seines Wesens zu suchen ist. Darüber hinaus ist das Konzept der Mehrfachvererbung aber deshalb problematisch, weil es, in der Analogie gesprochen,

nicht nur einen Gegenstand unter mehreren Blickwinkeln begrifflich fassen will, sondern eine ganze Klasse von Gegenständen bzw. eben einen Begriff. Für den Gegenstand mag es zutreffen, dass er in einem bestimmten Umfeld eine besondere Rolle einnimmt und damit *zusätzlich* unter einem weiteren Begriff steht; bei der Mehrfachvererbung wird aber nicht ein Objekt aus mehreren Klassen generiert, sondern eine Klasse ausgehend von mehreren anderen definiert; dadurch ist für die gesamte Klasse festgelegt, dass sie stets unter mehreren Blickwinkeln zu sehen ist, was ihren Wiederverwendungswert weitgehend einschränkt.

Es muss zuletzt noch auf die deutlichen Unterschiede der Ausrichtung beider Disziplinen hingewiesen werden. Es liegt auf der Hand, dass Verfahren, die auf unterschiedliche Ziele gerichtet sind, selbst wenn sie am selben Gegenstand operieren oder auf die selbe Weise mit Gegenständen umgehen, unterschiedliche Ausprägungen annehmen. Der Zweck der Objektorientierung in der Informatik bleibt geprägt durch die Richtungsvorgaben ihrer Mutterdisziplin. Im Gegensatz zur Philosophie ist die Untersuchung des Denkens nicht ihr vorrangiges Ziel. Als Konzept einer Einzelwissenschaft ist sie vornehmlich daran orientiert, eine gegebene Aufgabenstellung angemessen und damit auch möglichst wirtschaftlich zu bewältigen. Dies wiederum bedeutet, den Aufwand gering zu halten und somit – wie oben bereits erwähnt – mit einer adäquaten Ungenauigkeit zu verfahren. Deshalb wird diesbezüglich die entscheidende Frage immer lauten: »Wie weit soll die Abstraktion für den gegebenen Aufgabenbereich vorangetrieben werden?« Nur bei einer von den Einschränkungen des Wirtschaftlichkeitsdenkens freien Aufgabenstellung würde das Objekt in vollkommener Übereinstimmung mit der Wesensdefinition programmiert.

Monographien & Sammelbandbeiträge

- [Anderson 1976] Anderson, J. R.:
 ⟨Language, memory, and thought⟩
 Verlag Lawrence Erlbaum Associates, Hillsdale, New Jersey 1976
- [Böhme 2000] Böhme, G.:
 ⟨Platons theoretische Philosophie⟩
 Verlag J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar 2000
- [Broszinski 2009] Broszinski, H.-J.:
 ⟨Argumente: Eine Standortsuche zwischen Wissen und Glauben⟩
 Verlag Books on Demand, Norderstedt 2009
- [Chomsky 1966] Chomsky, N.:
 ⟨Aspects of the theory of syntax⟩
 3. Aufl.; M.I.T. Press, Cambridge, Massachusetts 1966
- [Claus 1989] Claus, V.:
 ⟨Entwicklung von Informatik Methoden⟩
 in Heilmann, H u.a. (Hg.): ⟨Handbuch der Modernen Datenverarbeitung⟩
 Jg. 26, Heft 150, S. 26-44; Forkel-Verlag, Stuttgart 1989
- [Dworatschek 1989] Dworatschek, S.:
 ⟨Grundlagen der Datenverarbeitung⟩
 8. Aufl; Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin/New York 1989
- [Fragstein 1967] Fragstein, A. v.:
 ⟨Die Diairesis bei Aristoteles⟩
 Verlag Adolf M. Hakkert, Amsterdam 1967
- [Frede 1997] Frede, D.:
 ⟨Platon, Philebos – Übersetzung und Kommentar⟩
 in Heitsch/Müller (Hg.): ⟨Platon Werke⟩
 Bd. 3,2; Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1997
- [Frede/Patzig 1988] Frede, M./Patzig G.:
 ⟨Aristoteles ‚Metaphysik Z‘⟩
 Bd. 1; Verlag C.H. Beck, München 1988
- [Gadamer 1968] Gadamer, H.-G.:
 ⟨Platos dialektische Ethik⟩
 Verlag Felix Meiner, Hamburg 1968

- [Heidegger 1992] Heidegger, M.:
 〈Platon: Sophistes〉
 in Schüßler, I. (Hg.): 〈Martin Heidegger Gesamtausgabe, II. Abteilung: Vorlesungen 1919-1944〉
 Bd. 19; Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1992
- [Heitsch 1997] Heitsch, E.:
 〈Platon, Phaidros – Übersetzung und Kommentar〉
 in Heitsch/Müller (Hg.): 〈Platon Werke〉
 Bd. 3,4; Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1997
- [Hesse 2002] Hesse, W.:
 〈Ontologie(n)〉
 in Bode, A. (Hg.): 〈Informatik-Spektrum〉
 Heft 25, S. 477-480; Springer-Verlag, Berlin/Heidelberg 2002;
- [Jaeger 1955] Jaeger W.:
 〈Aristoteles〉
 2. Aufl.; Verlag Weidmann, Berlin 1955
- [Kant 1801] Kant, I.:
 〈Logik〉
 Hg.: Jäsche G. B.; Verlag Nicolovius, Königsberg 1801
- [Kant 1923] Kant, I.:
 〈Kant's gesammelte Schriften – Abhandlungen nach 1781〉
 Hg.: Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften; Bd. 8; Verlag Walter de Gruyter & Co.,
 Berlin/Leipzig 1923
- [Kant 1990] Kant, I.:
 〈Kritik der reinen Vernunft〉
 Hg.: Schmidt, R.; 3. Aufl.; Verlag Meiner, Hamburg 1990
- [Kay 1996] Kay, A.:
 〈The early History of SMALLTALK〉, u.a.
 in Bergin/Gibson (Hg.): 〈History of Programming Languages–II〉
 S. 511-579; AMC Press, New York 1996
- [Kranz 1986] Kranz, M.:
 〈Das Wissen des Philosophen〉
 Dissertation an der Universität Tübingen, Tübingen 1986
- [Kutschera 1995] Kutschera, F. v.:
 〈Platons »Parmenides«〉
 Verlag de Gruyter, Berlin 1995

- [Leisegang 1951] Leisegang, H.:
 ⟨Denkformen⟩
 Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin 1951
- [Liske 1985] Liske, Th.-M.:
 ⟨Aristoteles und der aristotelische Essentialismus⟩
 Verlag Karl Alber GmbH, Freiburg/München 1985
- [Liskov 1996] Liskov, B.:
 ⟨A History of CLU⟩, u.a.
 in Bergin/Gibson (Hg.): ⟨History of Programming Languages–II⟩
 S. 471-510; AMC Press, New York 1996
- [Lukas 1888] Lukas, F.:
 ⟨Methode der Eintheilung bei Platon⟩
 Verlag C. E. M. Pfeffer, Halle-Saale 1888
- [Mesch 1996] Mesch, W.:
 ⟨Die Teile der Definition (Z 10-11)⟩
 in Rapp, Ch. (Hg.): ⟨Aristoteles. Metaphysik. Die Substanzbücher (Z, H, Θ)⟩
 S. 136-156; Akademie-Verlag, Berlin 1996
- [Möller 2003] Möller, D.:
 ⟨Grundlagen der Technischen Informatik⟩
 Springer-Verlag, Berlin u.a. 2003
- [Oberschelp 1992] Oberschelp, A.:
 ⟨Logik für Philosophen⟩
 BI-Wissenschaftsverlag, Mannheim 1992
- [Oehler 1984] Oehler, K.:
 ⟨Aristoteles Kategorien⟩
 in Flashar, H. (Hg.): ⟨Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung⟩
 Bd. 1, Teil 1; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1984
- [Polanyi 1969] Polanyi, M.:
 ⟨The Logic of Tactic Inference⟩, in ⟨Knowing and Being⟩
 S. 138-158; Verlag Routledge & Keagan Paul, London 1969
- [Preiswerk 1939] Preiswerk, A.:
 ⟨Das Einzelne bei Platon und Aristoteles⟩
 Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung, Leipzig 1939
- [Quibeldey-Cirkel 1994] Quibeldey-Cirkel, K.:
 ⟨Das Objekt-Paradigma in der Informatik⟩
 Verlag Teubner, Stuttgart 1994

- [Rapp 1996] Rapp, Ch.:
 ⟨Substanz als vorrangig Seiendes (Z 1)⟩
 in Rapp, Ch. (Hg.): ⟨Aristoteles. Metaphysik. Die Substanzbücher (Z, H, Θ)⟩
 S. 27-40; Akademie-Verlag, Berlin 1996
- [Ricken 2008] Ricken, F.:
 ⟨Platon, Politikos – Übersetzung und Kommentar⟩
 in Heitsch/Müller (Hg.): ⟨Platon Werke⟩
 Bd. 2,4; Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008
- [Sebesta 1993] Sebesta, R.:
 ⟨Concepts of programming languages⟩
 2. Aufl.; Verlag Benjamin/Cummings, Redwood City, Calif. u.a. 1993
- [Steinfath 1996] Steinfath, H.:
 ⟨Die Einheit der Definition und die Einheit der Substanz. Zum Verhältnis von Met. Z 12 und H 6.⟩
 in Rapp, Ch. (Hg.): ⟨Aristoteles. Metaphysik. Die Substanzbücher (Z, H, Θ)⟩
 S. 229-251; Akademie-Verlag, Berlin 1996
- [Stenzel 1924] Stenzel, J.:
 ⟨Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles⟩
 Verlag Teubner, Leipzig/Berlin 1924
- [Stenzel 1961] Stenzel, J.:
 ⟨Studien zur Entwicklung der platonischen Dialektik von Sokrates zu Aristoteles⟩
 3. unv. Aufl; Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1961
- [Striker 1970] Striker, G.:
 ⟨PERAS und APEIRON⟩
 Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970
- [Viertel 1982] Viertel, W.:
 ⟨Der Begriff der Substanz bei Aristoteles⟩
 Verlag Anton Hain Meisenheim – Forum Academicum, Königstein 1982
- [Whitehead 1967] Whitehead, A. N.:
 ⟨Process and reality⟩
 6. Aufl.; Verlag The Macmillan Company, New York 1967
- [Wieland 1982] Wieland, W.:
 ⟨Platon und die Formen des Wissens⟩
 Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1982
- [Zeppenfeld 2004] Zeppenfeld, K.:
 ⟨Objektorientierte Programmiersprachen⟩
 Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg/Berlin 2004

Lexika- & Handbuchartikel

[Baumgartner 1974] Baumgartner, H. M.:

Art. <Gattung I>

in Ritter, J. (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>

Bd. 3, Sp. 24-25; Verlag Schwabe & Co., Basel 1974

[Baumgartner u.a. 1976] Baumgartner, H./Gerhardt, G./Konhardt, K./Schönrich, G.:

Art. <Kategorie (I & II)>// in Ritter/Gründer (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>

Bd. 4, Sp. 714-725; Verlag Schwabe & Co., Basel 1976

[Blaschek 2006] Blaschek, G.:

Art. <Objektorientierte Programmierung>

in Rechenberg/Pomberger (Hg.): <Informatik Handbuch>

4. Aufl., S. 575-598; Verlag Carl Hanser, München/Wien 2006

[Braun/Reisch 1999] Erler, M.:

Art. <Platon>

in Volpi, F. (Hg.): <Großes Werklexikon der Philosophie>

Bd. 1, S. 65-92; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 1999

[Brockhaus 1967] Brockhaus Enzyklopädie:

Art. <Begriff>

in <Brockhaus Enzyklopädie in zwanzig Bänden>

Bd. 2, S.462; F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1967

[Claus/Schwill 2003] Claus, V./Schwill, A.:

<Duden – Informatik>

3. Aufl.; Dudenverlag, Mannheim u.a. 2003

[Dewender 2004] Dewender, Th.:

Art. <Wesensbegriff>

in Ritter/Gründer/Gabriel (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>

Bd. 12, Sp. 650-651; Verlag Schwabe AG, Basel 2004

[Erler 1999] Erler, M.:

Art. <Platon>

in Volpi, F. (Hg.): <Großes Werklexikon der Philosophie>

Bd. 2, S. 1169-1195; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 1999

[Halfwassen 1998] Halfwassen, J.:

Art. <Substanz; Substanz/Akzidens>

in Ritter/Gründer (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>

Bd. 10, Sp. 495-507; Verlag Schwabe & Co., Basel 1998

- [Haller 1971] Haller, A.:
Art. <Begriff>
in Ritter/Gründer (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>
Bd. 1, Sp. 780-785; Verlag Schwabe & Co., Basel 1971
- [Jansen 2005] Jansen, L.:
Art. <katêgoria / Kategorie>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 299-304; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Koch 2005] Koch, A. F.:
Art. <diaphora / Unterschied>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 123-125; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Krafft 1974] Krafft, F.:
Art. <Gattung II>
in Ritter, J. (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>
Bd. 3, Sp. 25-27; Verlag Schwabe & Co., Basel 1974
- [Liske 2005] Liske, M.-Th.:
Art. <ousia / Wesenheit, Substanz>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 410-419; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Lorenz 1984] Lorenz, K.:
Art. <Klasse (logische)>
in Mittelstraß, J. (Hg.): <Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie>
Bd. 2, S. 403-405; Bibliographisches Institut – Wissenschaftsverlag, Mannheim/Wien/Zürich 1984
- [Meinhardt 1976] Meinhardt, H.:
Art. <Idee>
in Ritter/Gründer (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>
Bd. 4, Sp. 55-65; Verlag Schwabe & Co., Basel 1976
- [Menne 1973] Menne, A.:
Art. <Definition>
in Krings/Baumgartner/Wild (Hg.): <Handbuch philosophischer Grundbegriffe>
Bd. 1, S. 268-274; Verlag Kösel, München 1973
- [Mittelstraß 1971] Mittelstraß, J.:
Art. <Begriff II>
in Ritter/Gründer (Hg.): <Historisches Wörterbuch der Philosophie>
Bd. 1, Sp. 785-787; Verlag Schwabe & Co., Basel 1971

- [Mittelstraß 2005] Mittelstraß, J.:
Art. <Begriff I>
in Mittelstraß, J. (Hg.): <Enzyklopädie – Philosophie und Wissenschaftstheorie>
Bd. 1, S.384-386; Verlag J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar 1976
- [Pape 1954a] Pape, W.:
<Handwörterbuch der griechischen Sprache>
Bd. 1; 3. Aufl.; Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz (Österreich) 1954
- [Pape 1954b] Pape, W.:
<Handwörterbuch der griechischen Sprache>
Bd. 2; 3. Aufl.; Akademische Druck- und Verlagsanstalt, Graz (Österreich) 1954
- [Pietsch 2005] Pietsch, Ch.:
Art. <horismos / Definition>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 260-262; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Rapp/Wagner 2005] Rapp, Ch./Wagner, T.:
Art. <eidos / Gestalt, Art, Form>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 147-158; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Schramm 2007] Schramm, M.:
Art. <Dihärese>
in Schäfer, Ch. (Hg.): <Platon-Lexikon>
S. 92-95; Verlag Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2007
- [Wagner 2005] Wagner, T.:
Art. <idion / eigentümlich, Eigentümlichkeit>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 291-292; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005
- [Weidemann 2005] Weidemann, H.:
Art. <antiphrasis / Widerspruch>
in Höffe, O. (Hg.): <Aristoteles-Lexikon>
S. 50-52; Verlag Alfred Kröner, Stuttgart 2005

Übersetzungen

[Aristoteles ü.v. Gigon 1991] Aristoteles:

〈Nikomachische Ethik〉

Übersetzung von Gigon, O.; 5. Aufl.; Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1991

[Aristoteles ü.v. Gohlke 1957] Aristoteles:

〈Tierkunde〉

Übersetzung von Gohlke, P.; 2. Aufl.; Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1957

[Aristoteles ü.v. Gohlke 1959] Aristoteles:

〈Über die Glieder der Tiere〉

Übersetzung von Gohlke, P.; Verlag Ferdinand Schöningh, Paderborn 1959

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922a] Aristoteles:

〈Erste Analytik〉

Übersetzung von Rolfes, E.; Verlag Felix Meiner, Leipzig 1922

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922b] Aristoteles:

〈Topik〉

Übersetzung von Rolfes, E.; 2. Aufl.; Verlag Felix Meiner, Leipzig 1922

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1922c] Aristoteles:

〈Zweite Analytik〉

Übersetzung von Rolfes, E.; Verlag Felix Meiner, Leipzig 1922

[Aristoteles ü.v. Rolfes 1925] Aristoteles:

〈Kategorien〉

Übersetzung von Rolfes, E.; 2. Aufl.; Verlag Felix Meiner, Leipzig 1925

[Aristoteles ü.v. Schwarz 2007] Aristoteles:

〈Metaphysik〉

Übersetzung von Schwarz, F. F.; Verlag Reclam, Stuttgart 2007

[Euklid ü.v. Thaer 1969] Euklid:

〈Die Elemente〉

Übersetzung von Thaer, C.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1969

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990a] Platon:

〈MENΩN – Menon〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 2; 3. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Hofmann, H.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990b] Platon:

〈ΠΑΡΜΕΝΙΔΗΣ – Parmenides〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 5; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F. und Kurz, D.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990c] Platon:

〈ΦΑΙΔΟΝ – Phaidon〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 3; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990d] Platon:

〈ΦΑΙΔΡΟΣ – Phaidros〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 5; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F. und Kurz, D.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990e] Platon:

〈ΦΙΛΗΒΟΣ – Philebos〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 7; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Müller, H. und Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Widdra, K.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990f] Platon:

〈ΣΟΦΙΣΤΗΣ – Der Sophist〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 6; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Staudacher, P.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990g] Platon:

〈ΠΟΛΙΤΕΙΑ – Der Staat〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 4; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Kurz, D.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Platon ü.v. Schleiermacher 1990h] Platon:

〈ΠΟΛΙΤΙΚΟΣ – Der Staatsmann〉

in Eigler, G. (Hg.): 〈Platon – Werke in acht Bänden〉

Bd. 6; 2. unv. Aufl.; Übersetzung von Schleiermacher, F.; Bearbeitung von Staudacher, P.; Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft, Darmstadt 1990

[Plotin ü.v. Harder 1967] Plotin:

⟨Plotins Schriften⟩

Bd. 4a; Übersetzung von Harder, R.; Verlag Felix Meiner, Hamburg 1967

Sigla

[An. pr.]	Aristoteles: ⟨Erste Analytik⟩
[An. post.]	Aristoteles: ⟨Zweite Analytik⟩
[Charm.]	Platon: ⟨Charmides⟩
[De part. anim.]	Aristoteles: ⟨Über die Teile der Tiere⟩
[Elm.]	Euklid: ⟨Elemente⟩
[EN.]	Aristoteles: ⟨Nikomachische Ethik⟩
[Ep. VII]	Platon: ⟨Siebter Brief⟩
[Gorg.]	Platon: ⟨Gorgias⟩
[HA.]	Aristoteles: ⟨Tierkunde⟩
[In Cat.]	Boethius: ⟨Über die Kategorien des Aristoteles⟩
[Isg.]	Porphyrius: ⟨Einleitung in die Kategorienschrift⟩
[Lach.]	Platon: ⟨Laches⟩
[Men.]	Platon: ⟨Menon⟩
[Met.]	Aristoteles: ⟨Metaphysik⟩
[Nom.]	Platon: ⟨Gesetze⟩
[Pol.]	Aristoteles: ⟨Politik⟩
[Plt.]	Platon: ⟨Politikos⟩
[Phb.]	Platon: ⟨Philebos⟩
[Phdn.]	Platon: ⟨Phaidon⟩
[Phdr.]	Platon: ⟨Phaidros⟩
[Resp.]	Platon: ⟨Politeia⟩
[Soph.]	Platon: ⟨Sophistes⟩
[Tht.]	Platon: ⟨Theaitetos⟩
[Top.]	Aristoteles: ⟨Topik⟩

Hiermit wird vom Verfasser der vorliegenden Arbeit, David Koller, geb. am 13.12.1981, erklärt, das Werk selbstständig erarbeitet sowie keine als die zugelassenen und explizit angegeben Hilfsmittel verwendet zu haben. Alle enthaltenen Darstellungen wurden, soweit an Ort und Stelle nicht anders angegeben, vom Autor selbst verfasst. Zitate wurden als solche kenntlich gemacht und mit einer genauen Quellenangabe versehen.

Laaber, 1. Dezember 2010